

Unsere Veranstaltungen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus**

Band (Jahr): **75 (1995)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere Veranstaltungen

Jakob Elmer-Allemann, Niederurnen

Die Dorfgeschichte Niederurnen anhand der vorhandenen Urkunden vom 15. bis zum 18. Jahrhundert

Vortrag vom 15. Oktober 1991 (478)

Das Leben in Niederurnen, dem stattlichen Dorfe in der Sonnennische des Hädilothes, war in früheren Jahrhunderten keineswegs so ruhig und wohllich wie heute. Leider kann man während einer Stunde nicht die ganze Dorfgeschichte auflisten, doch sind auch nur Bruchstücke davon recht aufschlussreich und geben uns Kenntnis vom einstigen Geschehen. Glücklicherweise darf sich Niederurnen schätzen, noch im Besitze von zahlreichen gesiegelten Urkunden zu sein. Sie umfassen zur Hauptsache Urteile über Grenzstreitigkeiten mit den Nachbargemeinden Bilten, Oberurnen und Schänis. Diese Dokumente sollten eigentlich auch dort noch vorhanden sein, doch verschwanden sie vermutlich nach der Kraftloserklärung und nach erfolgten Grenzvereinbarungen.

Die ältesten Schriften – sie datieren aus den Jahren 1464 und 1471 – enthalten Weiderechte und den Verlauf der Marchen im Wiesengebiet zwischen Bilten und Niederurnen. Die Grenze schien damals dort recht umstritten zu sein, auch tauchen bereits die heute noch gebräuchlichen Flurnamen auf, wie Steinkeller, Lihn (einst Lehen), Tschachen und Isel (entspricht unserer Au). Das weite ebene Gelände im nördlichen Dorfgebiet lockte auch Einwohner aus anderen Gemeinden an, so aus Näfels. In einer Urkunde vom 9. Tag nach Lichtmess 1632 ist ein Streit vermerkt zwischen einem Hauptmann Freuler aus Näfels und dem Nachbarn. Es handelt sich um den Erbauer des jetzigen Museums des Landes Glarus, des Freulerpalastes. Da er landesabwesend war, vertrat ihn ein Jörg Hässi. Nach Albert Müller, dem Lokalhistoriker aus Näfels, war Jörg Hässi ein Verwandter der Frau des Obersten Freuler, die eine Hässi war.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts besaßen etliche angesehene Geschlechter verschiedene Güter im Wiesenbezirk so die Tschudi und Blumer aus Glarus, die Spälti und Papst aus Netstal und die Freuler, Gallati, Müller und Hauser aus Näfels. Das Geld für die weniger Begüterten beim Erwerb der Liegenschaften streckte das Kirchengut Niederurnen vor. Ein Dokument von 1566 nennt die Schuldner namentlich; darunter waren nicht nur solche aus Niederurnen, einige stammten aus Weesen, Amden und Murg.

Der Dorfbach und die Linth: Die schwerste Last, welche die Einwohner Niederurnens zu tragen hatten, waren die ständigen Überbordungen des Dorfbaches und später auch der Linth. Die Überschwemmungen des Dorfbaches haben ihre Auswirkungen bis in die heutige Zeit. Einst aber brachten die ständigen Überwemmungen die Gemeinde fast bis zum Ruin. Noch im Jahre 1892, vor 99 Jahren, schrieben die Räte von Niederurnen nach Bern: «In unserer traurigen Lage wissen wir uns nicht mehr zu helfen, sondern rufen Sie nochmals um Hilfe an. Wir ersuchen Sie um ein Darlehen im Betrage von 100 000 Fr. verzinslich zu 3% und rückzahlbar in progressiven Raten bis 1937. Als Garantie dürften wir im Falle sein, Ihnen zwei oder auch mehr sichere Bürgen zu stellen.»

Dr. Oswald Heer verzeichnet in seinem *Gemälde der Schweiz* Bd. VII über den Kanton Glarus von 1846 die folgenden Verheerungen: 1703, 13. August, Wolkenbruch ob Niederurnen und furchtbare Verheerungen des Baches in Urnen, der auch in den Jahren 1726, 1730, 1732, 1740, 1741, 1742, 1744, 1749 und 1750 der Gemeinde grossen Schaden zufügte. Kein Wunder, dass die Bauern und der Mühlebesitzer am Dorfbach Klage beim Land wegen der ständigen Verwüstungen einreichten. 1886 überführte der Bach nochmals. Er riss die als sicher geltende hohe Sperre im Tobel mit. Die dahinter sich angesammelte

Schuttmenge stürzte sich talwärts und verwüstete Niederurnen wie nie zuvor. Bis hinaus in die Gerbi, ins Espen, über die Bahnhofstrasse, hinunter ins Bad, die Allmeind und Weid gelangten die Schutt- und Schlammassen. Erst nach dieser Katastrophe wurden umfassende Massnahmen in die Wege geleitet, die zum Teil heute noch weitergeführt werden müssen, so z. B. die Aufforstungen am Hirzli und im Täli, wie auch der ständige Unterhalt der Sperren. Die Linth hatte bis zu ihrer Korrektur durch Hans Konrad Escher die Bewohner ebenfalls in Atem gehalten, namentlich in der Wiesengegend. Ein Wuhrbrief von 1675 bestätigt dies.

Das Verhältnis zu den Nachbarn: Differenzen gab es oft mit den Nachbarn im Süden und im Norden. Man stritt sich über Weidrechte, Bannungen, Zäunungspflichten und den Grenzverlauf. Nicht weniger als 16 Pergamente mussten Rat und Gerichte zu Glarus erstellen, um die strittigen Angelegenheiten zu bereinigen. In den Fennen erwarb Niederurnen ein ansehnliches Stück Wald. Der Kauf und die nachfolgenden Streitigkeiten um Grenzparzellen dauerten über 200 Jahre. Auch Atzungsrechte spielten mit. Auf den Graten vom Hirzli zum Planggenstock, wo sich die Grenze zwischen den Biltner und den Niederurner Alpen hinzieht, gab es oft Schwierigkeiten mit der Zäunung. Wie hier war auch der Grenzverlauf von der Lohegg zur Wageten und weiter zum Brüggl und Chöpfenberg auf der südlichen Täliseite umstritten. Das Setzen der Marksteine erforderte auch hier das Eingreifen der Gerichte.

Die Beziehungen zum Kloster Schänis: In den Urkunden von Niederurnen sind ebenfalls die Beziehungen zum Kloster und zur Mutterkirche Schänis erwähnt. Lange Zeit waren ja Niederurnen, Biltner, Weesen und Amden wie auch der Kerenzerberg nach Schänis kirchgenössig. Im 11. Jahrhundert verpflichtete Graf Ulrich von Lenzburg Niederurnen, dem Kloster Schänis 18 Fuder Holz zu liefern. Laut der ersten Urkunde übertrug Graf Arnold von Lenzburg dem Kloster sein unbewegliches Vermögen, von welchem Niederurnen allerlei Naturalien abzuliefern hatte. Wann Niederurnen erstmals erwähnt wurde, steht nicht ganz fest. Die Übertragung des unbeweglichen Vermögens ans Kloster erfolgte 1127. Niederurnen war in dreifacher Hinsicht von Schänis abhängig. Es gehörte zur vorhin erwähnten Grosskirchgemeinde, zum zweiten zur Grundherrschaft und letztlich zur Vogtei. Das habsburgische Urbar verzeichnet laut Fräfel zu Anfang des 14. Jahrhunderts für den Tagwen Niederurnen innert einem Zeitraum von 10 Jahren eine Steuer von maximal 60 Pfund sowie Gerichtsbussen von einem Pfund. Der erste schriftliche Verkehr zwischen Niederurnen und Schänis beginnt erst im Mai 1471. Bald zeichnete sich der Beginn der Ablösung ab.

An diesem ersten Freiheitsbrief hängen zwei Siegel, das eine vom Convent das andere von der Abtei stammend. Äbtissin Adelheid von Trostburg erlässt darin die seit 1127 dem Kloster zustehenden Zinsen an Schafen und Haber. Die letzten Verpflichtungen wurden erst 1605 laut Urkunde vom 22. Jänner abgelöst. Die beiden Urkunden enthalten die Kollatur und den Unterhalt der Kirche zu Schänis. Äbtissin Catarina lud aber die Niederurner ein, falls sie «der Mäss und eines Priesters begeren möchten», das «Gotshus Schännis» weiterhin aufzusuchen.

M. Elmer

Prof. Dr. Urs Bitterli, Gränichen

Columbus und die Entdeckung Amerikas

Vortrag vom 28. März 1992 (482)

Fakten und Vorstellungen: Anhand von Lichtbildern zeigte Prof. Dr. Urs Bitterli auf, welche Vorstellungen der Ereignisse von 1492 und der Geografie die späteren Berichterstatter hatten. So zeigt zum Beispiel ein Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert von Theodor de Bry, wie Kolumbus im Vordergrund von den «Wilden» mit Geschenken und Goldge-

schmeide begrüsst wird, wobei seine Männer im Hintergrund das christliche Kreuz aufrichten und andere nackte «Wilde» fliehen. Dabei war es in Wirklichkeit so, dass die Aruak-Indianer, denen Kolumbus auf der Watling-Insel der Bahamas begegnete, Edelmetalle noch gar nicht verwendeten. Sie waren ein friedliches Volk, das den Eroberern vorerst freundlich begegnete. Als Kolumbus 1494, zum zweitenmal anlegte, hatte sich ihr Verhalten wohl durch die Erfahrungen mit den Weissen, geändert: sie flüchteten. Korrekt dargestellt ist jedoch das Aufrichten des Kreuzes. Denn alle Entdeckungen erfolgten im Auftrag der katholischen Könige, die das Recht der Inbesitznahme vom Papst, dem obersten Welt-herrscher über Christen und Heiden, erhalten hatten.

Spanien und Portugal teilen die Neue Welt auf: Geografische Karten von 1500 zeigen, dass von der Neuen Welt vor allem die Küstengegenden bekannt waren und man vom Festland noch wenig wusste. Dennoch mussten sich Spanien, das die Auffassung vertrat, die eroberten Gebiete gehörten ihm, und Portugal, das sich auf die alte Grenzlinie berief, die die afrikanischen Gewässer südlich der Kanarischen Inseln als portugiesischen Entdeckungsbereich festlegte, in der Aufteilung der Neuen Welt einigen. Sie taten dies durch den Vertrag von Tordesillas, wobei die Gebiete westlich des Tordesillas-Meridians an Spanien, jene östlich davon an Portugal fielen. Brasilien fiel damit an Portugal, und daher spricht man dort noch heute portugiesisch.

Weltbilder und Wunschbilder: In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts haben die geografischen Kenntnisse stark zugenommen. Aber es sollte noch 200 Jahre dauern, bis James Cook feststellte, dass es den auf Karten eingezeichneten und beschriebenen Südkontinent gar nicht gibt. Ebenso wenig gab es die Patagonischen Riesen in Südamerika, die lange Zeit die Phantasie der Europäer beschäftigt hatte.

Was wollte Christoph Kolumbus? Christoph Kolumbus war zu seiner Reise aufgebrochen, weil er hoffte in Umgehung der Muslims über den Seeweg an den Reichtum des Grosskhans in Indien zu kommen. Er wollte mit ihm Handel treiben und so viel Gold und Gewürze zurückbringen, um den spanischen Königen weitere Bekehrungsreisen zu ermöglichen. Man wusste zu der Zeit bereits, dass die Welt rund ist, und Christoph Kolumbus wollte empirisch nachvollziehen, dass er auch westwärts nach Indien reisen konnte. Dabei hat er allerdings den Erdumfang zu klein eingeschätzt. Mit den damaligen technischen Möglichkeiten wäre es unmöglich gewesen, auf dem Seeweg von Europa westwärts nach Asien zu gelangen, ohne Amerika zu umrunden. Dennoch hat Kolumbus bis zu seinem Tod geglaubt, Indien erreicht zu haben. Diese fixe Idee hat er von seinen Leuten gar beeiden lassen, womit ihn der Referent als mittelalterlichen und nicht als neuzeitlichen Menschen einstuft.

Die Kolonialisierung in Südamerika: Die Siedlungs- und Verwaltungsformen der spanischen und portugiesischen Besitzungen in Südamerika hielten sich genau an die heimatische Vorlage. Die Häuser waren schachbrettartig angeordnet, in der Mitte des Ortes gab es einen grossen Platz mit einer Kirche. Die Siedler hatten wohl grosse Farmen auf dem Land, sie selbst wohnten aber in der Stadt und teilten von den Städten her das Land in grosse Besitzungen auf. Alle Anordnungen und Bewilligungen gingen von Sevilla oder Madrid aus. Von diesem zentralistischen Verwaltungsmuster konnten sich die Völker in Südamerika auch nach dem Abzug der Kolonialisten weder faktisch noch geistig lösen. Dies ist einer der Gründe für die heute noch bestehende Unterentwicklung. Zudem reisten die Spanier ohne Frauen nach Südamerika und vermischten sich mit der dort ansässigen Bevölkerung. Die kulturelle Entwicklung ist dadurch bereichert worden, aber die daraus entstandenen grossen sozialen Unterschiede erschweren Staatenbildung und Demokratie.

Das Herrschaftssystem der Weissen: Santo Domingo zählte vor 1492 etwa drei Millionen Einwohner, 50 Jahre später gab es auf der Insel keine Ureinwohner mehr. In Mexiko wurde die einheimische Bevölkerung in kurzer Zeit von zehn auf zwei Millionen dezimiert. Abbildung zeigen, wie brutal Weisse Indianer umbrachten; die meisten von ihnen sind jedoch durch Krankheiten umgekommen, die von den Weissen eingeschleppt worden waren und gegen die sie kein vererbbares Immunsystem aufbauen konnten. Da die Spanier sehr an der Goldgewinnung aus Flusssand und aus Bergwerken interessiert waren, zwangen sie die Indianer zu Fronarbeit, der sie weder physisch noch psychisch gewachsen waren.

Als erster brachte Christoph Kolumbus Indianer als Sklaven nach Europa, doch die spanische Königin unterstützte diesen Handel, der mit der christlichen Rettung der heidnischen Seelen vor Verdammnis begründet wurde, nicht mehr und verbot im Jahr 1500 den Transport von Indianersklaven. Die europäischen Sklavenhändler fanden in Afrika neue Sklaven, die, da sie islamisiert waren, als Feinde der Christen einen schlechteren völkerrechtlichen Status als die indianischen Heiden hatten. Zudem waren die Schwarzen robust und widerstandsfähig, und sie vermehrten sich auch in Gefangenschaft; die indianischen Frauen hingegen waren unter der Kolonialisierung unfruchtbar geworden. Eine geistige Form des Expansionismus ist in der Mission zu sehen. Es gab jedoch immer wieder einzelne Missionare, die die Auswüchse des Kolonialismus bekämpften und Aufzeichnungen über die damaligen Zustände verfasst haben, die heute als wichtige Quellen dienen. Für Reisen waren die Missionen später wichtige Etappenstützpunkte.

Die Einschätzung der Menschen: In der Schedelschen Weltchronik findet sich eine Darstellung der menschlichen Rassen, die die Vorstellung der Europäer von den anderen Rassen wiedergibt: Menschen mit Ziegenköpfen, mit verrenkten Gliedern, mit Tierkörpern sind ebenso abgebildet wie Kannibalen. Vermutlich hat es letztere gegeben, aber nicht im befürchteten Ausmass. Von den Indianern weiss man, dass sie Menschen gegessen haben, die im Kampf gefallen sind; weil sie sich durch das Verspeisen des toten Feindes dessen Kraft einverleiben wollten. Später diente die Beschreibung der Indianer als Kannibalen als Vorwand, um gegen sie rücksichtslos vorgehen zu können.

Die Kolonialisierung in Nordamerika: Die ersten Siedlungen der Engländer erfolgten im 17. Jahrhundert in Virginia. Waren es in Südamerika Conquistadores, also Vertreter der Krone, die das Land besetzten, so besetzten es im Norden Dissidenten, die im Konflikt mit der Krone standen. Sie hatten keine Verbindung zum Mutterland mehr, und ihre Motivation, unabhängige, neue Gesellschaftsformen zu finden, war gross. Sie liessen sich nicht in Städten, sondern in kleinen Dörfern oder Streusiedlungen nieder, die aus Blockhäusern bestanden. Die Engländer waren mit ihren Frauen ausgewandert und vermischten sich nicht mit den Eingeborenen. Auch in Nordamerika waren die Zuwanderer den Indianern waffentechnisch und anzahlmässig so überlegen, dass die Indianer, auch wegen der importierten Krankheiten und des Alkohols, keine Chance hatten und ihr kulturelles Leben schwer geschwächt wurde. Sie sind auch heute nicht assimiliert, und ihre durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 40 Jahre.

Mit Bildern zu Karl May, der die Indianer in seinen Büchern verherrlichte, Amerika aber erst besuchte, als die Indianer praktisch ausgestorben waren und sie keine kulturelle Bedrohung für die Weissen mehr darstellten, schloss Prof. Dr. Urs Bitterli seine äusserst aufschlussreichen Darstellungen.

mgf.

Lic. phil. Thomas Fuchs, Herisau

Die eidgenössischen Schützenfeste – ein modernes Rütli?

Vortrag vom 28. Oktober 1992 (483)

Schützenfeste als politische Veranstaltungen: In den Jahren nach 1832, als die politische Diskussion in der Eidgenossenschaft im Zeichen der Bundesreform stand und sich zwei Lager bildeten, die Liberalen einerseits, die sich für eine Öffnung der Kantone und Zentralisierung einsetzten, andererseits die Konservativen, die sich gegen jegliche Minderung der Kantonsouveränität und die Beibehaltung des Bundesvertrages von 1815 aussprachen, standen die Eidg. Schützenfeste auf dem Höhepunkt ihrer politischen Bedeutung. Sie waren fest in liberaler Hand; die Schützenfeste wurden zu politischen Veranstaltungen. Was bisher als Trinkspruch vorgetragen wurde, wurde nun zur politischen Rede vor versammelter Gesellschaft.

Hier wurden das Nationalsymbol des Schweizerkreuzes, die Freiheitshelden der Schweizergeschichte und die Bundesreform propagiert. Auch in ganz Europa ist das Fest nicht aus der politischen Kultur des 19. Jahrhunderts wegzudenken. Besonders dienten in Deutschland Turner-, Sänger- und Schützenfeste der bürgerlich-liberalen Opposition als Möglichkeit, das politische Versammlungsverbot zu umgehen.

Schützenfeste in der Alten Schweiz: In der Alten Schweiz hatten Schützenfeste zeitweise auch eine wichtige Rolle gespielt und immer wieder als Versöhnungsfeste gedient. So 1474, als die Zürcher nach dem Alten Zürichkrieg die übrigen Orte zu einem gemeinsamen Schiessen einluden. Nach der Helvetik begannen da und dort die alten Schützengesellschaften wieder aufzuleben. 1824 wurde ein gesamtschweizerischer Verein gegründet und gleichzeitig das erste Eidg. Schützenfest in Aarau abgehalten.

Die Eidg. Schützenfeste 1848–1914: Nach dem Sieg der Liberalen im Sonderbundskrieg und der Errichtung des Bundesstaates wurden die Feste grösser und wandelten sich allmählich vom Nationalfest zum Schützenfest. Das auf Glarus folgende Fest in Aarau 1849 wurde als versöhnlicher Neuanfang gewertet. Die politische Ausrichtung der Feste blieb aber bestehen.

Zäsuren setzten dann die frühen 1870er und vor allem die 1880er Jahre, als die ganze Schweiz eine soziale, politische und wirtschaftliche Krise erlebte. 1885 begann eine neue Ära der konfessionellen und sozialen Verständigung; ein Konjunkturaufschwung setzte ein, der bis zum Ersten Weltkrieg dauerte. Die Entwicklung gipfelte in der Revision der Bundesverfassung von 1891. Alle diese Veränderungen gingen an den Eidg. Schützenfesten nicht spurlos vorüber. So wurde an den Schützenfesten in erster Linie kritisiert, dass sie zu kostspielig seien und zu häufig, nämlich alle zwei Jahre, stattfanden. Zur Hebung der Feste wurde anstelle der Festrede, der ein nationaler Sinn rundweg abgesprochen wurde, die Einführung des historischen Schauspiels angesehen. Mit dem Eidg. Schützenfest 1892 in Glarus wurde das Festspiel dann auch fester Bestandteil dieser Anlässe.

Kritik an den Schützenfesten kam auch aus den Reihen der Schützen. Sie betraf den schiesstechnischen Betrieb der Feste. Mit der Zentralisierung und Vereinheitlichung der militärischen Ausbildung wurde 1862 die ausserdienstliche Schiesspflicht vorgeschrieben. Träger derselben wurden die Schützenvereine. Nachdem die Zahl der Schützen plötzlich massiv angestiegen war, kam es auch zu zahlreichen Vereinsneugründungen. Mehrheitlich wurde eine Umgestaltung des Schiessplanes gefordert, womit schliesslich erreicht wurde, dass nicht nur ein gefüllter Geldbeutel und ein mit teurer Zielvorrichtungen ausgestatteter privater Stutzer, sondern allein das Können mit einem einheitlichen Gewehr über den Erfolg am Schützenfest entscheiden sollte. Die Kritiken der Konservativen an den Eidg. Schützenfesten verschwanden nun allmählich. Am St. Galler Eidgenössischen von 1874 tat sich nochmals ein Graben zwischen Liberalen und Konservativen auf. Erst am Eidg. Schützenfest 1881 in Fribourg kam es zu einem Versöhnungsakt. Am Frauenfelder Fest 1890 schliesslich fühlten sich die Konservativen vollständig integriert. Nach 1890 begannen die Eidg. Schützenfeste den Status des Nationalfestes zu verlieren. Konkurrenziert wurden sie durch andere Anlässe, Kantonschützenfeste, Eidg. Feldschiessen u.a. Der Festturnus wurde von zwei auf drei Jahre gestreckt. Nach 1910 dauerte es gar volle 14 Jahre, bis wieder ein solcher Grossanlass zustande kam. So waren die Eidg. Schützenfeste in besonderem Masse Spiegel der Veränderungen der politischen und gesellschaftlichen Landschaft der Schweiz.

Schützenfest 1847 in Glarus: Am stärksten im Brennpunkt der aktuellen Tagespolitik stand das Eidg. Schützenfest 1847 in Glarus. Ursprünglich auf 1846 angesetzt, wurde trotz eines befürchteten Waffenganges zwischen der konservativen und liberalen Schweiz, der dann mit dem Sonderbundskrieg im November 1847 tatsächlich stattfand, sowie trotz dramatisch gestiegener Lebensmittelpreise beschlossen, das Fest durchzuführen. Es wurde allgemein der Wunsch nach einem nationalen festlichen Anlass ausgesprochen, «bei dem sich die östliche und westliche Schweiz gemeinsam unter dem einen, freieidgenössischen Banner wieder finden und sich über die Lage und die Bedürfnisse des Vaterlandes offen besprechen könnte». Politik war also explizit der Zweck des Festes.

Die Generalversammlung des Schweizerischen Schützenvereins, die traditionellerweise am Eidg. Schützenfest stattfand, sandte zudem der gleichzeitig in Bern versammelten Tag-

satzung eine schriftliche Note folgenden Inhaltes: «Unser Verein erklärt feierlich und einstimmig, mit Gut und Blut zu Ihren Beschlüssen zu stehen, wenn es gilt, die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu retten». Zum Eidg. Schützenfest gehörte seit jeher die traditionelle Reise der Zentralfahne des Eidg. Schützenvereins; für das Glarner Schützenfest hiess dies vom letzten Festort Basel zum neuen Festort Glarus. Weil Basel-Stadt im Lager der Konservativen stand, weigerte sich in Zürich die Stadtschützengesellschaft, die Fahne zu empfangen. Dort musste die zürcherische Kantonschützengesellschaft einspringen. In Lachen verbot die Schwyzer Regierung, den Konservativen zugehörig, den Empfang der Fahne mit Böllerschüssen. In Reichenburg ordnete der Sonderbundsgeneral von Salis-Soglio die Zerstörung eines für den Empfang der Schützenfahne errichteten Triumphbogens an.

Das Fest selbst verlief ziemlich ruhig. Es wurde aber besonders von den Konservativen scharf beobachtet und kritisiert. Die rund 50 Luzerner, die trotz der Auflösung der städtischen Schützengesellschaft durch den Luzerner Regierungsrat am Eidg. Schützenfest in Glarus teilgenommen hatten, wurden als politische Flüchtlinge willkommen geheissen.

rk.

Heinrich Stüssi, Linthal

Die Affäre Zweifel – Ein Glarner, Opfer der politischen Wirren der Nachkriegszeit (1920)

Vortrag vom 25. November 1992 (484)

Jost Zweifel, Bürger von Linthal und geboren 1887, wuchs als ältestes von zehn Kindern in Schwanden auf. Sein Vater war dort Konsumverwalter. Zwei Brüder des Vaters waren in Italien als Fabrikdirektoren tätig. Jost schlug ebenfalls eine textile Laufbahn ein und verdiente sich seine ersten Sporen bei seinen Onkeln in Italien ab.

1912, als erst 26-jähriger, wurde er Direktor der Baumwollspinnerei in Neunkirchen, 60 Kilometer südlich von Wien. Dort erlebte er vorerst die stolze, mächtige Donaumonarchie mit, aber auch deren bitteres Ende, die Zerstückelung des riesigen Landes und als weitere Folge des verlorenen Krieges Hungersnot und namenloses Elend. Schon damals wurde in der Schweiz gesammelt, zum Beispiel durch die Schüler der Sekundarschule Netstal, die Rationierungsmarken und Geld für mehr als 600 Kilogramm Brot, Reis, Fett und Zucker zusammenbrachten.

Der Hergang: In dieser bewegten Zeit des politischen und wirtschaftlichen Niederganges kam es zur «Affäre Zweifel». Was war geschehen? Am 2. März 1920 beklagte sich ein Arbeiter namens Marco bei Direktor Zweifel wegen einer ihm vorenthaltenen Entschädigung. Zweifel bestritt diese, worauf es zu einem Handgemenge und der fristlosen, von den Betriebsräten gebilligten Entlassung kam.

In Tarnitz Neunkirchen, damals ein Hauptzentrum der Kommunisten, war dies der berühmte Funke im Pulverfass. Die Sache wurde im Volk sofort publik, und Äusserungen wie «Das Mass ist voll, die Geduld des arbeitenden Volkes zu Ende! Vergeltung für das angetane Unrecht! Weg mit all den Ausbeutern!» wurden laut. Tags darauf, am 3. März, wurde Klage eingereicht. Gegen Abend aber erfuhr Zweifel, dass zahlreiche Arbeiter aus dem Eisenwerk Tarnitz nach Neunkirchen unterwegs seien, um sich an ihm zu rächen. Den etwa 300 Tarnitzer Stahlarbeitern schlossen sich in Neunkirchen noch andere Werk-tätige an, und die auf ungefähr 800 Personen angewachsene Menge strömte zur Spinnerei. Von dort wurde Zweifel unter ständigen Schlägen auf den Hauptplatz getrieben, wo er, ohne dass jemand aus der Gendarmerie oder der in Neunkirchen in Bataillonsstärke stationierten Volkswehr, einer bewaffneten sozialistischen Parteiarmee, eingegriffen hätte, Abbitte zu leisten hatte. Aus der Menge sollen Rufe erschallt sein wie «Schlagt ihn nieder! Hängt ihn auf!» Dann wurde er zur kaum 50 m entfernten Polizeiwachtstube geschleppt

mit der Forderung, Neunkirchen innert 24 Stunden zu verlassen. Ein Arzt stellte dort einen Bruch des Nasenbeins, Bruch des rechten Mittelfingers, Bruch des Oberarmknochens, Quetschungen am ganzen Körper sowie eine schwere Nervenerschütterung fest. Der Arbeiter Marco hingegen, der sich zudem als Kriegsinvalider ausgab, hatte keine Verletzungen und keine wie immer geartete Spuren einer Misshandlung aufzuweisen und war lediglich des Dienstes enthoben, weil er in einem Rüstungsbetrieb arbeiten musste.

Für die bürgerliche Bevölkerung Österreichs waren die Ausschreitungen ein Alarmzeichen, das ihr die Gefahr eines linksradikalen Umsturzes signalisierte. Die schweizerische Gesandtschaft ihrerseits, der als Gesandter Charles Daniel Bourcart vor- und als Attache Carl J. Burckhardt zur Seite stand, mass den Vorkommnissen von Anfang an volle Wichtigkeit bei. Bourcart überreichte dem Staatsamt für Äusseres in Wien eine Verbalnote, in der er die Bestrafung der Schuldigen und eine Gutmachung forderte. Bereits am 5. März sprach Staatskanzler Dr. Karl Renner auf der Gesandtschaft vor und sicherte eine genaue Untersuchung zu. Allerdings sei es in jener Gegend eine heikle Sache, streng vorzugehen, weil die dortige Bevölkerung sehr schwierig sei. Vermutlich war dies, rückblickend betrachtet, nur Verzögerungstaktik. Erst eine entschiedene Demarche durch Bundespräsident Giuseppe Motta, dem damaligen Schweizer Aussenminister, mit der weitere Hilfsaktionen im Betrage von 500 Mio. Fr. in Frage gestellt wurden, führte weiter. Am 7. April wurden sieben Rädelsführer verhaftet, worauf die Arbeiterschaft von Ternitz und Neunkirchen die Arbeiten einstellte und an das «Schweizer Proletariat» appellierte, die Vergewaltigung des österreichischen Proletariates nicht zuzulassen. Trotz allen Einschüchterungsversuchen konnten die Untersuchungen ihren Gang nehmen, und Ende Juni fanden die Gerichtsverhandlungen im Wiener Landesgericht statt.

Vor Gericht wurden die Angeklagten von den besten Wiener Anwälten verteidigt, Zweifel von Anwalt Moriz Wolf aus Neunkirchen, der sich als Landsmann Zweifels zur Verfügung stellte. Aus den Zeugenaussagen ging eindrücklich hervor, wie beispielsweise die Erregung gewesen war und es als wahres Wunder gelten muss, dass Zweifel mit dem Leben davonkam. Die Angeklagten stritten die ihnen angelasteten Vergehen ab und wollten nur, wie sich einer ausdrückte, ihrer proletarischen Pflicht nachgekommen sein, weil ein Direktor einen Arbeiter geschlagen habe. Das Gericht verurteilte neun der Angeklagten wegen leichter bis schwerer Körperverletzung, Einschränkung der persönlichen Freiheit und Erpressung zu Strafen von 14 Tagen Arrest bis sechs Monaten schwerem Kerker. Sechs Angeklagte wurden freigesprochen. In der Schadenersatzforderung zugunsten Zweifels war kein Urteil gefällt worden.

Inzwischen war die Stellung Zweifels als Direktor, aber auch sein weiteres Fortkommen in Österreich unmöglich geworden. Der Verdienstausschlag nötigte ihn, zusammen mit seiner Familie bei den Eltern in Schwanden Unterstützung zu beanspruchen. Seine Forderung auf Schadenersatz von 100'000 bis 200'000 Fr. beim österreichischen Staat wurde, trotz zahlreicher Fürsprachen durch die Gesandtschaft und Persönlichkeiten aus dem Kanton Glarus, auf den Zivilrechtsweg verwiesen. Auf einen sogenannten Billigkeitsanspruch an den österreichischen Staat für eine freiwillige Entschädigung Ende Januar 1921 sprach der Ministerrat Jost Zweifel 100'000 Kronen zu, was zum damaligen Kurs gerechnet 1000 (eintausend) Franken waren. Vom ganzen Handel wurde nichts publik. Der österreichische Ministerrat hatte einen geheimen Beschluss gefasst, und auch Zweifel wurde zum Schweigen verpflichtet. 1923 wuchs das Dossier Zweifel nochmals an wegen einer Honorarforderung des Anwaltes Moriz Wolf. Dieser bat Ende März das «verehrliche Eidg. Polit. Departmt. in Bern» um ein Ehrenhonorar. Nach verschiedenen Schriftwechseln liess Bern am 23. Juli 1923 den Geschäftsträger in Bern wissen, dass es die Angelegenheit als erledigt betrachte.

Das letzte Dokument im Dossier Zweifel ist datiert vom 22. April 1924. Darin wird mitgeteilt, dass dem kriegsgeschädigten Auslandschweizer Jost Zweifel, Spinnereimeister, von Linthal, wohnhaft in Windisch (wo er inzwischen bei der Firma Kunz in Windisch Arbeit gefunden hatte), in Anwendung der bundesrätlichen Verordnung über Hilfeleistung an unverschuldet notleidende Auslandschweizer eine Pauschalunterstützung von 1'500 Fr. bewilligt wurde. Jost Zweifel starb 1973 im Alter von 86 Jahren.

rk.

Vizepräsident Georg Mandl, Netstal

Geschichte der Papierherstellung im Kanton Glarus

Vortrag vom 5. Januar 1993 (485)

Ursprünglich gab es in Kanton Glarus sieben Papiermühlen. Die erste und älteste Papiermühle der Familie Weber stand um 1680 auf dem Areal der früheren oberen Papierfabrik gegenüber dem heutigen Bahnhof Netstal. In ihrer unmittelbaren Nähe wurde 1787 von der Familie Zweifel eine zweite und 1828 eine dritte Mühle erbaut. 1813 gründete Fridolin Egger «Im Löntschen», Netstal, eine Papiermühle, welche 1862 stillgelegt und 1956 abgerissen wurde. 1854 gründete Johann Jakob Zweifel im Erlenschachen, Netstal, die untere Papierfabrik an der Linth mit der ersten Papiermaschine. Diese wurde 1857 in Betrieb genommen. 1874 errichtete Gabriel Weber eine Kartonfabrik am Bächibach in Luchsingen, welche 1960 stillgelegt wurde. 1902 erwarb die Kartonfabrik Tschudi & Cie. das Areal der stillgelegten Baumwolldruckerei Jenny & Cie. in Ennetbühls und baute sie in eine Kartonfabrik um, welche heute noch in Betrieb ist.

Erster Papiermacher war gleichzeitig Tagwenvogt: Als erster Papiermacher erscheint Heinrich Weber-Walcher (1654–1722). Als Bürger von Netstal erbaute er um 1680 am unteren Dorfbach eine Papiermühle. Um 1706 wurde er zum Tagwenvogt gewählt. Nach einem Hochwasser im Jahre 1726 wurde der Betrieb 1729 durch den Sohn des Gründers, Fridolin Weber-Zweifel (1695–1754), mit dem Einbau einer Holländer Mühle vergrössert.

Im Jahre 1764 gelangte die Papiermühle durch Erbgang in den Besitz der Familie Zweifel, nämlich von Müller und Tagwenvogt Ludwig Zweifel-Weber aus Linthal. Dieser siedelte nach Netstal über und erwarb bereits 1786 das dortige Tagwenrecht. Ludwig Zweifel wurde vom Rat in Glarus 1765 das alleinige Recht zugestanden, gesammelte Lumpen, sog. Hadern, die für die Papierherstellung notwendig waren, zu kaufen.

Während 300 Jahren nur drei Besitzer gehabt: Die Entwicklung der Papiermühlen seit 1680 in Netstal und deren Weitergabe von einer Familie zur andern, schliesslich der Verkauf 1921 und 1974, kann kaum besser dokumentiert werden als durch den während des Vortrages gezeigten Stammbaum. Daraus ist ersichtlich, dass die Papierfabriken in Netstal während mehr als 300 Jahren nur drei Besitzer hatten. Von 1680 bis 1764 war die Familie Weber und seither bis 1921 die Familie Zweifel für den Betrieb und den Ausbau der Fabriken verantwortlich. So errichtete Ludwig Zweifel-Schiesser 1787 ein zweites Wasserrad am Dorfbach und eine zweite Papiermühle.

Zwei Papierfabriken niedergebrannt: 1828 baute Johann Jakob Zweifel-Streiff eine dritte Papiermühle östlich des Dorfbaches. 1841 brannten zwei Papiermühlen gänzlich nieder. Aus den ursprünglich drei Papiermühlen wurden zwei Betriebe gebildet. Die niedergebrannten Papiermühlen wurden von Fridolin Zweifel-Kubli in eine Kartonfabrik umgebaut während Johann Jakob Zweifel-Leuzinger die eigentliche Papiermühle führte, die bis in die Mitte der 1860er Jahre mit drei Holländern handgeschöpftes Papier fertigte. Die 1874 durch Zusammenschluss entstandene Firma L. & J. Zweifel, Papierfabriken und 1917 in die Gebrüder L. & J. Zweifel Aktiengesellschaft umgewandelte Fabrik wurde 1921 durch Ludwig Zweifel an die Genossenschaft der Vereinigten Papierfabriken Netstal verkauft. Im gleichen Jahre wurde die untere Papierfabrik gänzlich abgebrochen und 1923 neu aufgebaut mit einer neuen Papiermaschine von Bell und einer neuen Wasserturbine.

Massive Produktionssteigerung: Während die Produktion der Netstaler Papierfabriken von 200 Tonnen im Jahre 1857 auf 2000 Tonnen 1917 gesteigert werden konnte und beide Fabriken 1880 50 und 1915 130 Beschäftigte zählte, betrug die Produktion beider Fabriken 1927 bereits rund 6000 Tonnen. Bis 1961 stieg die jährliche Produktion auf 11 000 Tonnen und die Zahl der Beschäftigten auf 260 Personen.

Papierfabrik Netstal in der heutigen Zeit: Mit dem durch den Beitritt zur EFTA bedingten Zollabbau in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts mussten die Netstaler Papierfabriken umstrukturiert werden. Im Januar 1974 entschloss sich die Geschäftsleitung der Eika-Gruppe, beide Fabriken in Netstal stillzulegen. Obwohl ein Sozialplan für die Belegschaft ausgearbeitet wurde und sich die benachbarten Industrien um die damals

noch 150 beschäftigten Arbeitskräfte bewarben, reagierte die Belegschaft mit Missmut. Während drei Monaten flatterte eine schwarze Fahne über der Unteren Papierfabrik.

Doch bereits am 11. April 1974 kam es zum Abschluss eines Verkaufsvertrages, welchem die Gründung einer neuen Aktiengesellschaft, der Papierfabrik Netstal AG, folgte. Der Eintrag im Handelsregister des Kantons Glarus datiert vom 27. Mai 1974. Die neue Gesellschaft hatte sich mit dem Kauf verpflichten müssen, keine alten bestehenden Kunden zu übernehmen. Die Folge war, dass 1975 die Umsätze um 75% zurückgingen, was auch entsprechende Kurzarbeit bedingte. Auch das 18köpfige Büropersonal wurde auf Kurzarbeit gesetzt und eine Zeitlang wurde die Fabrik gar ohne Büropersonal geführt. Heute besteht das Büropersonal aus lediglich drei Personen. Die Herstellung von Spezialpapier für Kaffeefilter, die in zur gleichen Gruppe gehörenden Betrieben in England, Belgien, Holland, Dänemark und Deutschland konfektioniert und von diesen auch vertrieben werden, führte bereits 1982 zur Vollbeschäftigung der Papierfabrik Netstal. Dies war jedoch nur dank umfassender und rigoroser Rationalisierungsmassnahmen möglich. In Netstal wird heute lediglich die ursprüngliche untere Papierfabrik betrieben, in der 1988 eine neue Papiermaschine eingebaut wurde. Heute erzielt die Papierfabrik Netstal AG mit lediglich 40 Mitarbeitern einen Umsatz von 600'000 Franken pro beschäftigte Person. Die Netstaler Papierfabrik darf daher mit Zuversicht in die Zukunft blicken, gehört sie doch zu den bestrentierenden Betrieben der schweizerischen Papierindustrie.

Die Zuhörer dankten dem Referenten, der die Geschichtsfreunde während mehr als eineinhalb Stunden zu fesseln wusste, mit einem warmen und langen Applaus.

rk.

Christoph Kobelt, Mitlödi

Das Liederbuch des Johannes Heer von Glarus (1510)

Vortrag vom 19. Februar 1993 (486)

Der Präsident des Historischen Vereins des Kantons Glarus, Dr. Erich Wettstein, konnte am Freitagabend im Saal des «Glarnerhofs» in Glarus eine zahlreiche Zuhörerschaft begrüßen. Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins, Gäste aus Kreisen des Glarner Musiklebens waren erschienen, um von Christoph Kobelt im Referat und dem Ensemble «Musicalisch Kurtzweil» im Konzert das Liederbuch des Johannes Heer (1510) ein wenig kennenzulernen.

Christoph Kobelt, der sich seit seinen Jugendjahren mit dem Liederbuch des Johannes Heer befasst hat, stellte zuerst das Leben des Verfassers dar. Der um 1489 geborene Heer war in seiner Jugend Chorsänger unter dem bekannten Kardinal Schiner in Sitten. Als «Hans Her, der student» taucht der Name im berühmten Glückshafenrodel des Zürcher Schützenfestes von 1504 auf. 1508 finden wir Heer als Student und Mitglied der Natio Alemannorum an der Pariser Universität. In seinem Liederbuch von 1510 nennt er sich bereits Magister.

Kaplan in Glarus: Nach dem erfolgreichen Abschluss des Studiums an der Artistenfakultät wendet sich Heer der Theologie zu. Ab 1518 gilt seine Tätigkeit als Kaplan in Glarus als gesichert. Nach 1529 tritt Heer zum reformierten Glauben über. Trotzdem wirkt er bis zu seinem Tode im Jahre 1553 an den gesungenen Ämtern der Katholiken in der paritätischen Kirche mit.

Nachdem das «Herzlieb, gloub mir» – die Heraushebung seines Namens im Titel könnte auf die Autorschaft Heers hinweisen – verklungen war, ging Christoph Kobelt auf das Liederbuch ein. Johannes Heer sammelte den aktuellen Liedschatz seiner Zeit im Studentenkreis an der Pariser Universität. Er trug lateinische geistliche Gesänge, dann auch weltliche, deutsche, französische und italienische Lieder in sein Album ein. Seine Sammlung enthält neben Kunstliedern grosser damaliger Komponisten wie Obrecht, Isaac, Desprez oder Senfl auch derbe Handwerks-, Liebes- oder Trinklieder und wird so zum Dokument

damaliger Lebensweise. Das Album enthält auch fremde Eintragungen wie z. B. Stammbuchverse des Glarner Humanisten Heinrich Loriti, genannt Glarean. Von den 88 Tonsätzen des Liederbuches sind 30 Unikate, d.h. 30 Sätze sind nur durch dieses Liederbuch in unsere Zeit überliefert, was die Bedeutung der Heerschen Sammlung nur hervorhebt. Heer hat nach 1510, wohl später in Glarus, seinem ersten Zyklus von 58 Liedern einen zweiten folgen lassen. Das Liederbuch ist im Original abgegriffen, was auf eine eifrige Benutzung schliessen lässt. Die Handschrift kam über Gilg Tschudi in die Bibliothek der Tschudi von Gräplang und wurde 1768 durch Abt Beda für die Stiftsbibliothek in St Gallen erworben. 1967 erschien das Liederbuch als Band schweizerischer Musikdenkmäler, dem Historischen Verein des Kantons Glarus zum 100jährigen Bestehen gewidmet. Durch Jakob Kobelt, den Vater des Referenten, wurde die Musik durch Konzerte in Glarus, Zürich und St. Gallen verbreitet.

Anregungen für künftige Werke: Christoph Kobelt erhielt durch Heers Liederbuch nachhaltige Anregungen. In diesem Jahr wird ein Liederbuch mit 22 Glarner Liedern aus seiner Feder erscheinen. Weiter lieferte er 1991 im Auftrage der Glarner Regierung mit seinem oratorischen Liederbuch «Canticum perpetuum» eine zeitgemässe Auseinandersetzung mit dem Liederbuch des Johannes Heer. Er verband geistliches und weltliches Liedgut zu einer Einheit und trug es durch Konzert und CD in die Öffentlichkeit. Am Beispiel von «Jetzund fart har die zit», dem Chämifägerlied und dem Duett von «Es ging guet tröscher über land» und «Sy j'ayme mon amy» gab Christoph Kobelt ab Tonträger Ausschnitte aus seinem oratorischen Liederbuch wieder. In diesen Liedern verwendet Heer eindeutige Metaphern für erotisches Tun. Christoph Kobelt schloss seine Ausführungen mit dem nochmaligen Hinweis auf das Lied «ein frölich wesen», dem Heer im Liederbuch sein Wappen beigesellte und das für das Wesen des Liederbuches steht: weltliche Fröhlichkeit in der Verbindung mit geistiger Tiefe.

Originalgetreue Wiedergabe: Im zweiten Teil des Abends wurden Sätze aus dem Liederbuch des Johannes Heer durch das Ensemble «Musicalisch Kurtzweil» in vollendeter, erfrischender Spielfreudigkeit musiziert und gesungen. Die fünf Geschwister Marie Theres, Gaudenz, Raphael, Robert und Siegfried der Familie Jud aus Altstätten SG taten sich 1983 zusammen, um Musik aus dem Mittelalter und der Renaissance möglichst originalgetreu wiederzugeben. Dabei konnten sie historische Nachbauten von Instrumenten aus der Werkstatt ihres Leiters, Siegfried Amadäus Jud in Mels, verwenden. Selbstverständlich spielt der Einbezug der Singstimme im Ensemble eine grosse Rolle. Das Ensemble erhöhte den akustischen Eindruck der Musik aus Renaissance und Mittelalter durch den Auftritt in historischen Kostümen. Das zahlreich erschienene Publikum konnte aus nächster Nähe Krummhörner, Gemshörner, Rebec (Vorläufer unserer Geigen), Pommer (Vorläufer unserer Oboen), Dulziane (Vorläufer unserer Fagotte) bewundern und betrachten. Beim Vortrag der Lieder kamen weiter Regal (Tischorgel mit Zungenpfeifen), Radleier, Hümmelchen (kleiner Dudelsack), Knickhalslaute und diverses Schlagzeug zum Einsatz.

Der Abend bot eine wahrlich eindruckliche Lektion mit Instrumenten der Renaissancezeit. Die wichtigste Erscheinung im damaligen Instrumentenbau war der Ausbau der Instrumente zu Familien in verschiedenen Grössen: z.B. Sopranflöte, Altflöte, Tenorflöte, Bassflöte. So besitzt die «Musicalisch Kurtzweil» reine Consorts mit Flöten, Fideln, Gemshörnern, Krummhörnern, Dulziane, Pommern. Die reinen Familien werden vor allem bei homophonen Stücken eingesetzt. So erklangen das Dulzianquartett im Lied «zum nüwen jar», dessen Scherz mit den «flügen» allen Canticum-Sängern wohlbekannt war. Eindrücklich die Weichheit des Gemshornconsorts im italienischen Lied «La gran pena». Wie der Organist die Orgelmusik nach eigenem Ermessen registriert, so instrumentiert auch das Renaissance-Ensemble die zu spielenden Stücke nach eigenem Gutdünken. Ein herrliches Beispiel farbiger Instrumentierkunst boten die Geschwister Jud im Lied «Guillaume va se chauffer», das Josquin Desprez für den König Ludwig XII., der mit einem einzigen fortlaufenden Ton bedacht wurde, komponierte. Mit «La mora» von Heinrich Isaac wurde die Erinnerung an Lodovico Sforza und Novara geweckt. Gröberes Liedgut aus der Schweiz bot die Pommer- und Schalmeiversion des «Hans, der hat ein wib genommen». Leise klang mit Alt-Fidel und Alt-Flöte das ewig junge Thema «Min herz lidt schmerz und grosse not»

aus der Feder von Ludwig Senfl. Aus dem Kreis der Zimmergesellen und gar nicht für Frauen zu singen das Lied: «Es sass ein meitlin unde spann, es wollt haben ein Zimmermann».

Erotik allenthalben: Wohl kaum als ernsthaften Weihnachtsgesang verstand Heer das «Exultandi tempus est: Deus homo factus est». Es erscheint mitten in den erotischen Handwerksliedern und erfuhr unter Beizug von Radleier und Hümmelchen eine recht weltliche Wiedergabe. Wunderschön das «Adieu soulas», das französische Liebeslied mit drei tiefen Dulzianen. Wie zu Beginn erklang nochmals die Nummer «Die vollen brüederen», und dann durfte das berühmte, ausgezeichnete Renaissance-Ensemble, das uns so kurzweilig musicalisch aus dem Liederbuch des Johannes Heer (1510) unterhalten hatte, wohlverdiente Blumen in Empfang nehmen.

Jakob Strebi

Dr. Jürg Davatz, Mollis

Der Wiederaufbau von Glarus nach dem Brand von 1861

Vortrag vom 27. März 1993 (487)

Der Hauptort vor dem Brand: Der Flecken Glarus war 1861 als «ländlicher Hauptort» (Jakob Winteler) vergleichbar mit Appenzell, Schwyz oder Altdorf. Er war das Zentrum des Zeugdrucks, ergänzt durch ein blühendes Gewerbe und neu erschlossen durch die Eisenbahn. Seine Bevölkerungszahl war seit 1837 von 4094 auf 4797 gestiegen. Von diesen Fakten war im Hinblick auf die Brandkatastrophe vom 10./11. Mai 1861 zweierlei besonders wesentlich: Die Fabriken standen am Rande der Siedlung, blieben also vom Feuer verschont und konnten weiterproduzieren, und auch die zahlreicher gewordenen Niedergelassenen wohnten hauptsächlich in den Aussenquartieren, weshalb der Brand, der den grössten Teil des Ortskerns verwüstete, vor allem die Alteingesessenen und Vermöglichen traf.

Enorme Schäden: Der Brand von Glarus richtete durch die Zerstörung hunderter von Gebäuden einen Sachschaden von annähernd zehn Millionen (nach heutigen Begriffen wohl mehr als das Zwanzigfache) an. 2257 Personen, worunter praktisch die gesamte führende Schicht, wurden obdachlos.

Rasche Hilfsmassnahmen: Schon am Tage nach dem Brand wurde ein «Hülfscomitee» gegründet. Manche fanden bei Verwandten und Bekannten, viele Kinder in Familien der übrigen Schweiz Unterkunft, und alsbald wurden längs der Bahnhofstrasse Baracken errichtet, entlang des Kirchwegs solche für Läden und Büros.

Die Hilfsappelle fanden landesweit ein beträchtliches Echo und brachten einen stattlichen Millionenbetrag ein. Die trotzdem verbleibende Lücke zwischen der Schadenssumme einerseits sowie den Assekuranz- und Spendengeldern andererseits wurde dadurch gemildert, dass zahlreiche Vermögliche in einem Akt der Solidarität auf Hilfsgelder verzichteten.

Entschlussfreudige Zukunftsplanung: Aus heutiger Sicht gewahrt man mit Erstaunen, wie schnell sich die verantwortlichen Behörden schon in den ersten Tagen nach der Katastrophe zur Devise entschlossen, der verwüstete Hauptort sei nach einem neuen, geordneten und entwicklungsfähigen Plan wiederaufzubauen, damit er «als Phoenix verjüngt aus der Asche des Brandes hervorgehe». Schon am 15. Mai erging an die Architekten Simon und Wolff der entsprechende Auftrag, und fünf Tage später stellte die Landsgemeinde namentlich die Weichen für die zu einem solchen Plan nötigen, weitreichenden Enteignungsmöglichkeiten. Ende Juni lag der entsprechende Katasterplan vor, der auch die aufwendige Abtragung des Tschudirains voraussetzte, und bis September waren 261 Bauplätze ausgeschieden, worauf mit 84 Rekursen umzugehen war. Harte Auseinandersetzungen gab es zum Standort der öffentlichen Gebäude. Das erforderliche Durchsetzungsvermögen für diese weitreichenden Entscheidungen wurde auf kommunaler Ebene dadurch gesichert,

dass die Tagwensversammlung dem um 20 Vertrauensmänner erweiterten Gemeinderat unter dem prägenden Vorsitz von Dr. Niklaus Tschudi bezüglich Wiederaufbau praktisch unbegrenzte Vollmachten gab; auf Kantonsebene dominierte derweil die Persönlichkeit von Landammann Dr. Joachim Heer, des späteren Bundespräsidenten. Sein Schwager, der nachmalige Bundesgerichtspräsident Dr. Johann Jakob Blumer, bekannte rückblickend, er habe anfänglich juristische Bedenken gegen die resolute Art des Vorgehens gehabt, müsse aber einräumen, dass sie zur Bewältigung dieser ausserordentlichen Notlage richtig gewesen sei.

Grundzüge des Wiederaufbaus: Die rechtwinklige Anordnung der neuen Strassenzüge (mit zahlreichen Neuzuteilungen von Bauplätzen) beruhte auf einem auch feuerpolizeilich inspirierten, differenzierten Konzept: Hauptachse ohne Vorgärten; Nebenachsen (Burg- und Sandstrasse) in gleicher Breite, aber mit Vorgärten, wesentlich schmalere Hintergasen; Ost-West-Strassen in einer Zwischenbreite; bewusste Einfügung markanter Plätze. Besonderes Augenmerk wurde dem gezielten, stilgerechten Einbezug der öffentlichen Gebäude (Rathaus, Gerichtshaus, Stadtkirche) ins neue Ortsbild geschenkt. Bedauern drückte der Referent vor allem darüber aus, dass die Kirche später eines Teils ihres architektonischen Reichtums beraubt worden ist. Das neue Glarus wurde keineswegs in einem einzigen Schritt gebaut; es gab bis ins 20. Jahrhundert hinein Baulücken, die sukzessive nach den gleichen gestalterischen Grundsätzen geschlossen wurden. Spätere Veränderungen haben dann markante Eckpfeiler dieses Ortsbildes verfälscht, was sich durch blosse Halbheiten nicht rückgängig machen lässt.

Der mit zahlreichen Detailinformationen angereicherte Vortrag rief ein lebhaftes Echo hervor, wobei verschiedene Versammlungsteilnehmer auf eigene Familienüberlieferungen zum Brand und zum Wiederaufbau zurückgreifen konnten.

Ruedi Hertach

Lic. phil. Peter Kamber, Luzern

Lesende Frauen und Frauenlektüre in der Schweiz des 18. Jahrhunderts

Vortrag vom 30. November 1993 (488)

Die Ausführungen des Luzerner Historikers Peter Kamber stiessen, wie die Diskussion im Anschluss an das Referat zeigte, auf grosses Interesse. Man wurde nicht mit Statistiken über den Schulbesuch von Frauen, mit Graphiken über Prozentzahlen der am Kauf und an der Ausleihe von Büchern beteiligten Bevölkerungsschichten überfüttert, obwohl sozialgeschichtliche Zusammenhänge eingehend dargelegt wurden.

Ausgehend vom Werk des Jesuiten Josef Ignaz Zimmermann (1737–1797) «Die junge Haushälterin, ein Buch für Mütter und Töchter» (1785/86), skizzierte Kamber die Rolle, welche die aufgeklärten Herren der Schöpfung der Frau am Ende des 18. Jahrhunderts zugewiesen hatten. Das erste Dia zeigte ein zeitgenössisches Bild, auf dem ein Mädchen mit seiner Mutter dargestellt war. Der Referent nannte es nach der Hauptperson von Zimmermanns Werk Karoline. So wie dieser an deren Beispiel demonstriert, dass sich eine sorgfältige Erziehung für junge Frauen segensreich auswirkt, veranschaulichte jener mit der Kunstfigur Karoline wirkungsvoll seine Darlegungen.

Da sich der Referent auf Luzerner Quellen stützte, Zimmermann unterrichtete seit 1773 am dortigen Gymnasium, treffen seine Aussagen in erster Linie auf Luzerner Verhältnisse zu. Die Begründung, weshalb vor allem Töchter aus Ratsfamilien in den Genuss von Lektüre kamen, gilt aber nicht nur für Luzern: Bücher waren für ärmere Leute zu teuer. «Die junge Haushälterin» z. B. kostete umgerechnet 3 Fr., so viel, wie ein Knecht damals in vier Tagen verdiente. Hinzu kommt, dass das Lesen zeitaufwendig ist, heute wie einst. Töchter armer Eltern mussten schon im frühen Kindesalter mithelfen, den Lebensunterhalt der Familie zu verdienen.

Oft fehlte daher den Kindern sogar die Zeit, in die Schule zu gehen. In Luzern gab es zwar schon seit dem 17. Jahrhundert von den Ursulinen geführte Mädchenschulen, so dass dort damals zeitweise sogar etwas mehr Mädchen als Knaben die Schule besuchten. Aber trotz dieser für die Mädchen vorteilhaften Situation konnten um 1780 in Luzern nur 50–60 % aller Frauen lesen. Bei denjenigen allerdings, die aus begüterten Familien stammten, wurde das Lesen in 18. Jahrhundert äusserst beliebt. Die Aufklärer, allen voran Jean Jacques Rousseau, hatten nämlich behauptet, dass die Natur sehr wohl wolle, dass «die Frauen denken, urteilen . . . sich Wissen aneignen, dass sie ihren Geist genauso pflegen wie ihr Aussehen».

Es wurden Anstrengungen unternommen, die Bildung der Frauen zu verbessern. In der Alten Eidgenossenschaft war es zuerst der Theologe Leonhard Usteri (1741–1789), der 1773 seinen «Vorschlag zu einem öffentlichen Unterricht für die Töchter» publizierte und damit 1774 die Gründung einer Mädchenschule in Zürich anregte. Diese diente den Schulgründern in Bern, Basel, Chur, Aarau und Solothurn als Vorbild. Wegen der wachsenden weiblichen Nachfrage nach Lesestoff entstanden auch zahlreiche kommerzielle Leihbibliotheken, wie die des Luzerners Salzmann, des Verlegers der «Jungen Haushälterin».

Ihr Angebot war ganz auf den Geschmack ihrer Kundinnen abgestimmt. 46 % des Buchbestandes der Salzmannschen Bibliothek machten die Romane, eine im 18. Jahrhundert wie nie zuvor bliebt gewordene Gattung, aus. Nach dem Vorbild von Samuel Richardsons «Pamela» (1740) und «Clarissa» (1747–1748) trugen fast alle diese Werke im Titel den Namen ihrer zumeist weiblichen Helden. Von allen Romanautoren und -autorinnen ist in Salzmanns Bibliothek mit fünf Werken Sarah Fielding am besten vertreten.

Bezeichnenderweise führt der Bücherkatalog die von Frauen verfassten Romane zumeist nicht unter dem Namen ihrer Autorinnen auf. Dass Frauen sogar Bücher schrieben, ging den Aufklärern dann doch zu weit. Das Weib sollte überhaupt nur lernen, was ihm wohl anstand. «Die junge Haushälterin» weist auf die Gefahren der Romanlektüre hin. Diese setze den jungen Leserinnen nur Flausen in den Kopf und lenke sie vom Erwerb nützlicher Kenntnisse ab. Nützlich aber sei für ein junges Mädchen nur das, was es später befähigte, seine Pflichten als Gattin, Hausfrau und Mutter besonnen zu erfüllen.

Mit amüsanten Beispielen verdeutlichte das Referat, wie die aufklärerischen Beschwörer weiblicher Bildung die Geister, die sie riefen, zwar nicht geradezu loswerden, aber doch in die ihnen genehmen Bahnen lenken wollten. Verpönt ist bei ihnen die Nachahmung des adligen, sprich französischen, Lebensstils, dagegen wird der bürgerliche Tugendkanon, vor allem die Arbeitsamkeit, empfohlen.

Die Dias von zeitgenössischen Bildern, auf denen lesende Frauen zum Teil karikiert werden, bewiesen, dass die Frauen nicht immer dem Vorbild entsprachen, das die Aufklärer von ihnen entworfen hatten. Am Schluss seiner Ausführungen verglich der Referent die Bildungsmöglichkeiten für Schweizer Frauen im 18. Jahrhundert mit denjenigen der Inderinnen heute und wies darauf hin, dass die Zurücksetzung einer Hälfte der Bevölkerung für alle fatale Folgen habe.

Peter Kamber ist für das anschauliche und gehaltvolle Referat herzlich zu danken. Für Veranstaltungen dieses Niveaus wäre dem Historischen Verein in Zukunft ein grosser Publikumsaufmarsch zu gönnen.

km.

Dr. phil. Emil Erne, Bern

Die Schweizerischen Sozietäten im 18. Jahrhundert

Vortrag vom 11. Dezember 1993 (489)

Vereine sind Kinder des 19. Jahrhunderts. Die Anfänge des Vereinswesens reichen aber in die Zeit der Aufklärung zurück. In seinem Vortrag befasste sich Dr. Emil Erne, Stadtarchivar von Bern, mit der schweizerischen Sozietätenbewegung des 18. Jahrhunderts, der auch seine Dissertation gewidmet ist. Gestützt auf deren Ergebnisse erläuterte er Begriff, Entwicklung und Bedeutung dieser Vorläufer der heutigen Vereine. Die Sozietäten sind ein gesamteuropäisches Phänomen. Für die Schweizer unerreichbare Vorbilder waren die königlichen Akademien der Wissenschaft in Paris, London, Berlin und Petersburg. Dort versammelte sich eine Elite von Gelehrten zu gegenseitiger geistiger Anregung und zum Austausch von Erkenntnissen. In der Alten Eidgenossenschaft gab es, Musikkollegien, Freimaurerlogen und politische Klubs nicht mitgerechnet, rund 150 Sozietäten. In ihnen wurden im 18. Jahrhundert erstmals neue Formen geselligen Lebens erprobt. Sie waren meist kurzlebiger als die späteren Vereine, hatten weniger Mitglieder als diese und erfassten, im Gegensatz zu ihren Nachfahren, die breiteren Volksschichten nicht.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren die exklusiven Gelehrtenzirkel die einzigen Sozietäten. Später kamen Lesegesellschaften des gebildeten Bürgertums hinzu. Sie hatten, verglichen mit den Gelehrtensozietäten, eine grössere Zahl von Mitgliedern. Handwerker und Bauern waren aber unter den Gesellschaftern nur ganz selten vertreten. Europäische Berühmtheit erlangten der Bauer Jakob Gujer, genannt «Kleinjogg», Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, und der «Arme Mann im Toggenburg» Ulrich Bräker, der der Lesegesellschaft in Lichtensteig angehörte.

Merkmale einer Sozietät sind ihre Unabhängigkeit von Staat und Kirche, der freiwillige Zusammenschluss der Mitglieder, sowie die in den Statuten festgehaltene Ordnung. Während es seither zur Selbstverständlichkeit geworden ist, den Zweck einer Vereinigung zu umschreiben, sowie die Kompetenzen und Pflichten der verschiedenen Organe festzulegen, muten die damals erlassenen disziplinarischen Vorschriften heute recht seltsam an: Die Mitglieder mancher Sozietäten waren zu pünktlichem Erscheinen verpflichtet, bei Absenzen hatte man Bussen zu gewärtigen, man wurde statutarisch ermahnt, in Diskussionen einander nicht ins Wort zu fallen.

Solche Bestimmungen zeigen, dass die betreffenden Verhaltensnormen neu waren und zuerst eingeübt werden mussten. Die Sozietäten waren nämlich bestrebt, sich deutlich von den herkömmlichen Trink- und Spielgesellschaften, zu denen damals auch die Zünfte gehörten, abzugrenzen. Sie suchten ihre ideellen Ziele zu erreichen, indem sie ihre Mitglieder zu Nüchternheit, bisweilen gar Askese, und Arbeitsamkeit anhielten.

Grundsätzlich ging es ihnen um die «Verbesserung» der bestehenden Verhältnisse, um die Verwirklichung der Gedanken der Aufklärung, namentlich in den Bereichen der Bildung, der Erziehung, der Landwirtschaft und des Armenwesens. Die Tätigkeit der Sozietäten war zunächst darauf ausgerichtet, das Wissen der Mitglieder zu vervollkommen und ihnen zu neuen Erkenntnissen zu verhelfen. In einem zweiten Schritt bemühte man sich, das Erworbene einem weiteren Publikum nahezubringen. Die Umsetzung der gewonnenen Vernunfteseinsichten in «nützliches» praktisches Handeln gelang allerdings nur insoweit, als dabei die geltende politische Ordnung nicht in Frage gestellt wurde. In ihrer Grundtendenz waren die Sozietäten reformerisch, nicht revolutionär, obwohl, wie in der ans Referat anschliessenden Diskussion betont wurde, einzelne ihrer Mitglieder an der helvetischen Revolution von 1798 massgeblich beteiligt waren. In Glarus gab es von 1733 bis 1744 die von einer Gesellschaft geistlicher und weltlicher Herren getragene «Gemeine Bibliothek» und ab 1759 die «Bibliotheks- und Büchersammlungs-Sozietät», deren Bestände 1839 den Grundstock der Landesbibliothek des Kantons Glarus bildeten. Leider fielen sie 1861 dem Brand von Glarus zum Opfer.

Das Referat vermittelte einen lebendigen Eindruck, wie sehr die Schweiz im Zeitalter der Aufklärung an den kulturellen Strömungen in ganz Europa teilhatte. Für die Elite der

Alten Eidgenossenschaft war es offenbar selbstverständlich, in ein weitgespanntes Netz geistigen Austauschs eingebunden zu sein. Dies darf, gerade im Hinblick auf aktuelle Gegen Tendenzen, hervorgehoben werden. Das Publikum nahm denn auch die lehrreichen Ausführungen des Referenten dankbar auf.

km.

Dr. phil. Christine Kamm-Kyburg, Zug

Zum Transport der Landschaft, Johann Weber, ein führender
Art-Director (Maler) aus Netstal am Ende des 19. Jahrhunderts

Vortrag vom 5. Januar 1994 (490)

Den Anblick einer Landschaft zu geniessen, sie gar im Bild festzuhalten, ist eine Errungenschaft der Neuzeit, insbesondere der Epoche der Aufklärung. Zwar besang schon Petrarca im 14. Jahrhundert seine Besteigung des Mont Ventoux, und der Zürcher Maler Conrad Meyer wählte als Reisebegleiter des Amsterdamer Zeichners Jan Hackaert 1655 den Glärnisch als einen der Darstellungskunst würdigen Gegenstand aus. Diese Ausnahmen bestätigen die Regel: Noch die Menschen des Barock suchten ein wildes Gebirge ohne triftigen Grund nicht auf, ihre Augen waren für seine erhabene Schönheit unempfindlich.

Erwachende Alpenbegeisterung: Erst die im 18. Jahrhundert durch Johann Jakob Scheuchzer, Albrecht von Haller, Jean Jacques Rousseau u. a. mächtig entflammte Alpenbegeisterung machte weite Kreise neugierig, die vom Menschen nicht gezähmte Natur zu erleben. Es wurde Mode, Landschaften wie die Schweizer Gebirgswelt um ihrer selbst willen zu bereisen. Denen, welche die Mühen langer Fussmärsche nicht auf sich nehmen wollten oder konnten, wurden die spektakulärsten Landschaften sozusagen vor die Haustüre transportiert: 1799 entstanden in Paris die ersten topographischen Panoramen, in deren Rund man sich kurz der Illusion hingeben konnte, vor Ort zu sein.

«Transport der Landschaft», wie der erste Teil des Referattitels lautete, ist ganz wörtlich zu verstehen. Landschaft als solche wurde seit dem 18. Jahrhundert nicht nur von vielen Menschen aufgesucht, sondern auch, ins Bild übertragen, zu den Leuten gebracht. Je mehr das Leben der Menschen an Natürlichkeit zu verlieren schien, um so beliebter wurden Naturdarstellungen. Landschaftsbilder entsprachen diesem Bedürfnis, auch wenn sie selbst, Werke der Kunst, gerade das Gegenteil von Naturprodukten waren.

Wachsendes National- und Heimatgefühl: Die Schweizer Maler hatten sich noch im 18. Jahrhundert vorwiegend an ausländischen Vorbildern orientiert. Aber die politische Konsolidierung von 1815 bis zur Schaffung des Bundesstaats 1848 begünstigte die Gründung einer nationalen Malschule. War die Landschaft, Gegenbild zur Misere der Frühindustrialisierung, ein zentrales Thema der damaligen europäischen Malerei, so wurde, darüber hinaus, die Darstellung der Alpen für die Schweizer Maler ein Mittel, die Schönheit ihrer Heimat zu verherrlichen und so das Nationalgefühl ihrer Mitbürger anzusprechen: Schweizer Kunst wurde bald mit «Alpenmalerei» gleichgesetzt.

Anziehungspunkt Klöntal: Das Klöntal zog im 19. Jahrhundert zahlreiche Künstler an. Schon 1836 findet sich im ersten Band «Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte», herausgegeben von Heinrich Zschokke, eine Ansicht des Klöntalersees. Unter der Ägide von Johann Gottfried Steffan (1815–1905), eines in München arbeitenden Malers aus Wädenswil, bildete sich in den Sommern 1856–58 in der Richisau eine Künstlerkolonie, zu der u. a. auch der berühmte Tiermaler Rudolf Koller gehörte. Von Steffans Bild «Klöntalersee» gibt es fünf Varianten aus den Jahren 1863, 1864, 1881, 1884 und 1892.

Einer seiner Schüler war der Glarner Landschaftsmaler Balz Stäger (1861–1937), von dem ebenfalls viele Bilder mit Klöntaler Sujets stammen. Der Zürcher Geologe und

Alpenforscher Albert Heim (1849–1937) war beinahe 70 Jahre lang Stammgast im Richisau. Seine dort gezeichneten Panoramen wurden vom SAC herausgegeben und fanden grosse Verbreitung.

«Johann Weber, ein führender Art-Direktor (Maler) aus Netstal am Ende des 19. Jahrhunderts» lautete der zweite Teil des Referattitels von Christine Kamm. Weber wurde am 3. Mai 1846 als Sohn des Johannes und der Anna Maria Magdalena Siegfried in Netstal geboren. Sein Elternhaus wurde 1929 abgerissen. An seiner Stelle steht heute die Konditorei Staub. Weber bildete sich als Autodidakt zum hervorragenden Zeichner heran. Auch er fand Sujets im Klöntal. Manche mögen seine Lithographien mit den Darstellungen der Eisgewinnung auf dem Klöntalersee oder des Wasserfalls der Richisauer Klön kennen, die beide 1877 in der «Neuen Alpenpost» erschienen. Mit 22 Jahren heiratete er Anna Elise Kleinert, die ihm zwischen 1869 und 1881 zwei Töchter und vier Söhne gebar. 1891 wurde diese Ehe geschieden, und 1892 ging Johannes Weber eine zweite Ehe mit der Witwe Paulina Riotte, geb. Wentzler, ein, mit der er nochmals zwei Töchter hatte. Seit etwa 1906 lebte er aus gesundheitlichen Gründen in Castagnola bei Lugano, wo er, laut Gemeindearchiv Netstal, am 24. September 1912 starb.

Werbegraphiker und Reporter mit Stichel und Messer: Wahrscheinlich schon vor seiner ersten Heirat war Weber im Orell Füssli Verlag in Zürich Zeichner und Xylograph (d.h. Holzstecher) geworden. In der Holzstichtechnik arbeitet man im Gegensatz zum Holzschnitt mit sehr harten Hölzern, feinen Messern und Stacheln, so dass subtile Tonabstufungen erzielt werden können. Webers Aufgabe bestand zunächst darin, zu Reklamezwecken Ansichten von Bädern, Kuranstalten, Hotels und Geschäftshäusern zu zeichnen, d.h. er war eine Art Werbegraphiker.

Um 1883, dem Jahr der Eröffnung des ersten Gotthardtunnels, erschien eine Publikation mit dem Titel «Die Gotthardbahn», zu der Johannes Weber die Illustrationen geschaffen hatte. Diese zeigen die spektakulärsten Landschaftsausschnitte, die entlang der Gotthardstrecke von der Innerschweiz bis nach Como zu sehen sind, oft auch solche, die der Zugreisende gar nicht erblicken konnte, wie das Gelände des Goldauer Bergsturzes und die Teufelsbrücke. Das Gotthardbuch war eine gut gemachte Werbebroschüre. Das allgemeine Interesse des Publikums an der Landschaft konnte sie freilich voraussetzen. Die Schweizer fühlten sich längst als stolze Besitzer der ihnen durch Generationen von Forschern, Dichtern und Malern nahegebrachten hehren Bergwelt. Zusammen mit den Ausländern hatten sie als Touristen gelernt, die wilde Natur zu konsumieren. Mit einer ähnlichen Publikation, den «Europäischen Wanderbildern», von denen 1885 Band 1, Glarnerland und Walensee, erschien, gelang Johannes Weber ein Wurf. Der Erfolg war so gross, dass die graphische Abteilung bei Orell Füssli zusätzliche Stecher einstellen musste, damit das «Weber-Atelier», dem Johannes Weber nun als Leiter vorstand, die Nachfrage befriedigen konnte. Als «Bildreporter» war Weber rasch zur Stelle, nachdem am 5. Juli 1887 in Zug das Seeufer eingebrochen war. Noch in der gleichen Woche veröffentlichte Orell Füssli zwei naturgetreue, grossformatige Ansichten mit Vogelschau- und Situationsplan. Schon scheint aber die Hand des Zeichners nicht mehr schnell genug gewesen zu sein, denn bei einigen der im Verlag noch vorhandenen hölzernen Druckstöcke wird angenommen, dass sie nach fotografischen Vorlagen hergestellt wurden.

Für seine graphischen Arbeiten wurde Johannes Weber an der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 sowie an der Weltausstellung in Chicago 1893 ausgezeichnet. Dank seinen und ähnlichen Publikationen anderer war es nun möglich, eine Vielfalt verschiedener Landschaften in jedes Haus hineinzutragen. Reiche Leute konnten sogar aufgrund von Bildern auswählen, welche Landschaft sie in ihrer Freizeit aufsuchen wollten. Die Bilder hatten auch die Aufgabe, Landschaften anzubieten, ja, zu verkaufen. Anderen Künstlern auch Zeitgenossen von Weber, war es freilich weiterhin ein Anliegen, ihr persönliches Landschaftserlebnis darzustellen. Weber selbst hat das in seinen Aquarellen ebenfalls getan. Eines von ihnen, «Der Cavlociose bei Maloja, 1899» befindet sich in der Gemäldesammlung des Glarner Kunstvereins. Die Referentin behandelte in ihrem Vortrag ein recht umfassendes Thema. In dankenswerter Weise veranschaulichte sie ihre Ausführungen mit zahlreichen Dias. Besonders beeindruckte die Vielzahl der Klöntalдарstellungen. Über diese soll dem Vernehmen nach eine Ausstellung im Freulerpalast in Vor-

bereitung sein, an deren Gestaltung auch Dr. Christine Kamm mitwirkt. In der anschließenden Diskussion wurde auf eine weitere Ausstellung aufmerksam gemacht, die im Haus Hauptstrasse 29, ehemals Optiker Leuzinger, in Glarus eingerichtet worden ist. Dort werden Werke von Rudolf Leuzinger (1826–1896), dem besten Kartolithographen des 19. Jahrhunderts, gezeigt. Die Referentin hatte auf ihn, der ebenfalls ein Netstaler war, hingewiesen. Die zahlreich erschienenen Zuhörer erlebten einen interessanten, zum Weiterdenken und -forschen anregenden Abend, für den wir den Organisatoren herzlich danken.

km.

Dr. Werner Vogler, St. Gallen

Das Bad Pfäfers im Mittelalter und in der Renaissance

Vortrag vom 24. Februar 1994 (491)

Eine stattliche Anzahl interessierter Personen fand sich am vergangenen Donnerstagabend im Hotel Glarnerhof ein zum zweitletzten Vortrag der diesjährigen Reihe. Dr. Werner Vogler, Stiftsarchivar in St. Gallen und ausgewiesener Kenner von Abtei und Bad Pfäfers, wusste die Zuhörer zu fesseln und ihnen ein Stück Geschichte und Kultur des Sarganserlandes näherzubringen. In seinem Vortrag beschränkte sich Vogler auf die frühe Zeit der Badegeschichte, auf das Spätmittelalter und die Renaissance.

In einem gewissen Sinn diente der Pilgerverkehr des Mittelalters der Pflege der Gesundheit, mindestens der geistlichen und geistigen Gesundheit. Andererseits wissen wir, dass viele Menschen mit körperlichen Gebrechen Zuflucht zu Gnadenbildern nahmen und dort nach verschiedenen Aussagen Kraft und Genesung fanden. Der Heiltourismus des Spätmittelalters kann aus der Bäder- und Badeliteratur der Zeit genauer skizziert werden. Wie die schriftlichen Quellen eindeutig aussagen, wandte man bei ganz bestimmten Gebrechen und Krankheiten dieses oder jenes heilkräftige Wasser an.

Die Ostschweiz ist durch die jahrhundertlang dauernde römische Epoche grundlegend geprägt worden, auch in der Badekultur. Der St. Galler Klosterplan aus dem 9. Jahrhundert mit den hygienisch fortschrittlichen Badeeinrichtungen spricht diesbezüglich eine deutliche Sprache. Das hervorstechendste Beispiel eines Bades in der Ostschweiz ist die Therme von Pfäfers. Diese Therme ist dokumentenmässig erst seit dem Mittelalter nachgewiesen; ihre antike Benützung kann nicht glaubhaft gemacht werden. Sie unterscheidet sich insofern von Bündner Bädern wie etwa St. Moritz. Um die besondere Bedeutung des Pfäferser Bades klarer zu erkennen, ist es nötig, den Blick auf benachbarte Bäder zu richten, zum Beispiel Säkingen oder die Therme zu Baden im Aargau, das bekannteste Bad der Eidgenossenschaft.

Über Einrichtungen und Betrieb in Baden informiert uns vor allem Poggio Bracciolini, der anlässlich des Konzils von Konstanz 1417 in Baden weilte. Als Italiener war er sehr überrascht über die freien Sitten, die im Bade herrschten, und verliess deutlich seinem Schock und seiner Missbilligung Ausdruck. Bracciolini befasst sich so ausgiebig mit den Badevergnügen, dass er fast vergisst, auch noch die Qualität des Wassers zu beschreiben. Den Effekt des Wassers sieht er vor allem in der Förderung der weiblichen Fruchtbarkeit. Er beobachtete genau, dass viele Badegäste nicht nur körperliche Leiden hatten, sondern auch an psychischen Gebrechen litten.

Die Bündner Bäder sind urkundlich gelegentlich im Mittelalter erwähnt, über deren Beschaffenheit und den Badebetrieb ist jedoch kaum etwas zu erfahren.

Über das Bad Pfäfers schliesslich fehlen uns jegliche Zeugnisse, die es ratsam erscheinen lassen, den Beginn des Badebetriebes in einer Zeit vor dem 13. Jahrhundert anzusetzen. Obwohl die Therme verkehrsmässig günstig liegt, wurde sie offenbar wegen der spezifischen Lage spät entdeckt, entspringt doch das heisse Wasser in einem kaum zugänglichen Schlund der wildromantischen Taminaschlucht. Felix Hemmerli, Zürcher Chorherr und Propst zu St. Ursen in Solothurn, bietet in seiner Schrift «Tractatus de bainis naturalibus hic et alibi constitutis» als erster eine erstaunlich qualitätsvolle Beschreibung des Pfäferser

Bades. Er nennt die Therme ein hochedles Bad. Der Zugang sei wild und rau, und die Lage fast unbeschreiblich. Das Wasser sei goldhaltig und zeichne sich durch besondere, «glänzende» Reinheit aus. Es sei dem Menschen angenehm und bekömmlich und jeder körperlichen «Komplexion» zuträglich. Aufgefallen ist Hemmerli zudem die Quantität des Wassers, nimmt er doch an, dass gleichzeitig 2000 Menschen das Bad benutzen könnten, wäre es auf freier Flur gelegen. Von den Indikationen hebt er vor allem Fuss- und Handgicht, Arthritis und Magenleiden heraus.

Der Erste, der über den Ursprung des Bades berichtet, ist der Glarner Historiker Gilg Tschudi in seiner «Vera Alpina Rhaetia», die 1538 in Basel deutsch und auch separat auf Lateinisch erschien. Tschudi weiss zu berichten, dass die Pfäferser Therme etwa 300 Jahre zuvor, 1240, von einem Klosterjäger namens Vogler gefunden worden sei. Er nennt als Eigentümer die Abtei Pfäfers, die nur wenige Kilometer von der Schlucht entfernt lag.

Eine Urkunde von 1382 zeigt, dass die Abtei manches für das Bad investierte. Es heisst dort, dass die Gebrüder Camauritzi aus Valens das Bad zum halben Zins erhielten und gleichzeitig damit beauftragt wurden, für den Ausbau des Bades besorgt zu sein.

Der Aufschwung des Pfäferser Bades war vor allem den gezielten Investitionen der Pfäferser Äbte zu verdanken. Dass sich diese Investitionen lohnten, zeigte sich um 1500 in einem Ertrag, der mehr als die Hälfte des Klosterbudgets ausmachen konnte. Für eine gestiegene Anzahl an Badegästen sprechen die sechzig Fuder Wein, die 1504 ins Bad geliefert wurden. Im Kloster selbst waren zu dieser Zeit nur dreizehn Fuder des Rebensaftes vorrätig. Quantitative Zusammenstellungen über den Besuch des Bades sind für das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit nicht vorhanden. Zweifellos rekrutierten sich die Besucher oft aus der weiteren Umgebung, vor allem aus dem süddeutschen Raum und der Gegend von Zürich.

1488 weilte der Augsburger Bischof Friedrich von Hohenzollern zu einer Badekur in Pfäfers, gut zwei Jahrzehnte später der Augsburger Herrscher Lukas Rem. Ihre Aufzeichnungen erlauben es uns, Einblick in den Kurbetrieb dieser Zeit zu nehmen. Buchhalterisch genau gibt Rem für jeden Tag die Stunden an, die er im Wasser verbrachte. Den Ausschlag, der zu einer Badekur gehörte und dem man eine heilende Funktion zuschrieb, bekam Rem am 9. und 10. Tag. Über die Zahl der Gäste geben uns Aufzeichnungen aus dem frühen 17. Jahrhundert Aufschluss. Im gemeinen Bad konnten sich 200 bis 300 Personen gleichzeitig im Bad tummeln; dazu gab es noch das Herrenbad für vornehme Gäste. Normalerweise wird eine Zahl von etwa 100 gleichzeitig Badenden angegeben. Man weiss auch, dass sich eine grössere Anzahl Einheimischer im Bade aufhielten und häufig die Nacht auf den Treppen der Badegebäude verbrachten.

Das Bad Pfäfers wurde auch von Humanisten besucht, die dort sicher geistigen Austausch pflegten. Erwähnt seien Ulrich Zwingli, der 1517 und 1519 im Bade weilte, Ulrich von Hutten, Philipp Engelbrecht, Heinrich Loriti (Glarean) und Jakob Salzmann. Im Spätmittelalter konnte sich zielstrebige Investitionspolitik mit der Konjunktur des «Erholungs- und Heilkurtourismus» verbinden und so zu einem allgemeinen Aufschwung des Badewesens führen. Die Investitionen bezogen sich in Pfäfers nicht nur auf die Verbesserungen der Einrichtungen und Unterkünfte, sondern auch auf die Erleichterung des Zuganges, was 1543 mit der Schaffung eines neuen Steges erreicht wurde.

hf.

Honorarkonsul Agathon Aerni, Bern

Leben und Wirken des Konsuls Heinrich Rosenberger aus Bilten

Vortrag vom 26. März 1994 (492)

Die Mitglieder und Freunde des Historischen Vereins waren wie jedes Jahr im März zu einer Doppelveranstaltung eingeladen. Diesmal stand zunächst «Leben und Wirken des Konsuls Heinrich Rosenberger aus Bilten» auf dem Programm, ein Referat von Agathon Aerni, das an die Gedenkfeier zum 100. Todestag Rosenbergers vom 12. Mai 1993 in Bilten

anknüpfte. Heinrich Rosenberger wurde als zweites Kind des Schuhmachers und nachmaligen Gemeindevweibels Johann Rudolf Rosenberger und der Waldburga Blum am 22. Juni 1824 geboren und fünf Tage später getauft. Der Vater war Nachkomme eines Melchior Rosenberger, genannt Hagenbuch, der 1594 das Landrecht von Glarus erworben hatte und Bürger von Biltlen geworden war.

Die Jugend in Biltlen: Obwohl die Familie sehr arm war und bis 1837 keine obligatorische Schulpflicht bestand, konnte Heinrich Rosenberger die in einem kleinen Raum des Pfarrhauses untergebrachte Schule besuchen. Im ersten Biltner Schulhaus, das 1839 fertiggestellt wurde, hatte Heinrich Rosenberger noch Repetierunterricht, und er war zeitlebens stolz darauf. Daneben stand er aber schon im Berufsleben, lernte er doch das Handwerk des Kattundruckers. Auswanderung war schon während Rosenbergers Jugendzeit in der Familie ein Thema. Die Wirtschaftskrise von 1840 legte diesen Ausweg aus bitterer Armut sehr vielen Glarnern nahe. Jakob Blum (geb. 1815), ein Neffe von Rosenbergers Mutter, wollte in Texas sein Glück als Baumwollpflanzer versuchen, starb dort aber bereits 1841. Rosenberger selbst suchte und fand zunächst in Glarus Arbeit.

Textilgeschäft in Glarus als Sprungbrett für Amerika: Heinrich Hössli, genannt «Modenhössli», war 1841 ein erfolgreicher Textilkauflmann von 57 Jahren mit etwas skurilen Neigungen. Er stellte auch Damen und Herrenhüte her und war zudem als Dekorateur tätig. Aus seiner geschiedenen Ehe hatte er zwei Söhne, von denen der jüngere, Johann Ulrich, in München Textilkauflmann geworden war. 1834 wanderten beide Brüder zusammen mit ihrer Mutter nach New York aus. Als 1836 Texas ein unabhängiger Staat wurde, liess sich Johann Ulrich Hössli, nunmehr als John Hessly, in Galveston nieder. Er begann mit Immobilien zu handeln und eröffnete ein Textilgeschäft. Heinrich Rosenberger wurde rasch mit allen Geschäftsbereichen seines Patrons vertraut. 1842 erhielt dieser Besuch von seinem Sohn John. Galveston erschien in dessen Berichten als Eldorado der Geschäftsleute. Er erzählte, dass dort schon mehrere Glarner lebten und ein gutes Auskommen fanden. Hessly wollte Rosenberger als Angestellten für sein Galvestoner Textilgeschäft gewinnen, und dieser ging auf das Angebot ein.

Die Erfolgsgeschichte: Rosenberger nahm seine Tätigkeit im Textilgeschäft Hesslys 1843 auf. Dieser hatte nicht übertrieben. Galveston war dabei, sich zu einem blühenden Handelsplatz zu entwickeln, und diese Tendenz verstärkte sich noch, als 1845 Texas den USA als Bundesstaat beitrug. Direkte Schifflahrtslinien verbanden nun den Hafen von Galveston mit Europa. 1846 eröffnete die Schweiz in Galveston ein Konsulat, dem der aus Thal SG stammende Arzt Johann Konrad Kuhn vorstand. Im selben Jahr konnte Rosenberger, der sich jetzt Henry Rosenberg nannte, mit seinen Ersparnissen das Textilgeschäft Hessly kaufen. Zugleich wurde er Vertrauensmann für Hesslys Immobiliengeschäfte in Galveston. 1851 heiratete Rosenberg die aus Virginia stammende Letitia Cooper, die seit 1847 ein Damenhutgeschäft betrieb. Die gemeinsame harte Arbeit des Ehepaars machte sich bezahlt. 1858 galt das Textilgeschäft Rosenberg als das grösste seiner Art in Texas. Der von 1861 bis 1865 dauernde Sezessionskrieg brachte mit einer Seeblockade der Unionisten die Wirtschaft von Galveston und die erfolgreiche Handelstätigkeit Rosenbergs zum Erliegen. Konsul Kuhn verlor zwei Baumwollschiffe, die er unter Schweizer Flagge nach Mexiko hatte schicken wollen, an die Unionisten. Bald darauf kehrte er in die Schweiz zurück, nachdem er Rosenberg mit der interimistischen Führung des Konsulats betraut und ihm Amtssiegel und Konsulatsarchiv übergeben hatte.

Stärker wurde Rosenberg seit Kriegsbeginn durch eine andere Angelegenheit in Anspruch genommen. Im Mai 1861 war John Hessly auf der Reise von New York nach Europa bei einem Schifflbruch ums Leben gekommen. In einem schon 1851 abgefassten Testament hatte er Rosenberg als einen von drei Erbschaftsvollstreckern bezeichnet. Hesslys Vermögen bestand vor allem aus Immobilienbesitz in New York und Galveston. Da die Bodenpreise zu Beginn des Krieges zusammengebrochen waren, ordnete Rosenberg an, dass keine Immobilien der Erbschaft Hessly verkauft werden dürften und dass deren sämtliche in der Union liegenden Vermögenswerte durch ein New Yorker Gericht treuhänderisch bis zum Ende des Bürgerkriegs zu verwalten seien. Unter den Erben waren der Vater Hössli mit 1000 Dollar und die Evangelische Hilfsgesellschaft des Kantons Glarus mit 5000 Dollar bedacht worden. Haupterbin war eine 1821 in Zürich geborene Barbara

Ammann, die nun in Heilbronn lebte. Diese Erben verdächtigten Rosenberg, er benutze den amerikanischen Bürgerkrieg als Vorwand, um die Erbschaft nicht auszahlen zu müssen. Rosenberg gelang es aber bis 1868, die Erbschaftsangelegenheit so zu regeln, dass nicht nur alle Verdächtigungen gegen ihn fallengelassen wurden, sondern er in den Augen aller Beteiligten schliesslich als tadelloser Ehrenmann dastand. 1869 wurde Rosenberg vom Bundesrat zum schweizerischen Konsul in Galveston ernannt. Die Geschäfte liefen nun wieder; Rosenberg wurde Bankier und beteiligte sich an allen möglichen gewinnbringenden Unternehmungen.

Der Wohltäter: Neben den wohltätigen Unternehmungen, die Rosenberg mit zunehmendem Vermögen in Galveston, seiner neuen Heimat, in die Wege leitete, hatte er seit der Ankunft in Texas seine Familie und das Glarnerland nie vergessen. Über Rosenbergs Bedeutung für Bilten nur ganz kurz nochmals das Wichtigste: Im Sommer 1890 besuchte er mit seiner zweiten Frau Mollie Ragan Macgill - die erste war 1888 gestorben - sein Heimatdorf und entschloss sich, die Dorfkirche auf seine Kosten renovieren und mit farbigen Fenstern schmücken zu lassen. In seinem Testament bedachte der am 12. Mai 1893 Verstorbene neben mehreren Einrichtungen in Galveston das Waisenamt von Bilten mit 50 000 und die Gemeinde selbst mit 30 000 Dollar für «Erziehungs- und Wohltätigkeitszwecke». Bilten wurde für lange Zeit zum Steuerparadies.

Die Bedeutung Rosenbergs oder Rosenbergs kommt auch darin zum Ausdruck, dass der «Dictionary of American Biographies» über ihn eine Kurzbiographie enthält, die einzige über einen gebürtigen Glarner. In Galveston erinnern noch mehrere Bauten und Monumente, darunter das Denkmal zu Ehren der texanischen Unabhängigkeitskämpfer von 1836 an Henry Rosenberg.

km.

Dr. Hans Laupper, Ennenda

Führung durch die neue Landesbibliothek mit Vorstellung alter Dokumente

Führung vom 25. Oktober 1994 (493)

Zur Einführung in die Benutzung der Landesbibliothek und des Landesarchivs konnte der Präsident des Historischen Vereins, Dr. Robert Kistler, am Dienstag, den 20. Oktober 1994, eine grosse Schar Interessierter begrüßen. Es mussten sogar zwei Gruppen gebildet werden, die sich unter der Führung von Landesbibliothekar und Landesarchivar Dr. Hans Laupper und unter derjenigen von Bibliothekar Hans Fähr auf einen Rundgang durch die einzelnen Bereiche der Bibliothek begaben. Sie wurden zunächst kurz mit der Geschichte der Landesbibliothek und des Landesarchivs sowie mit derjenigen der Gebäude, in denen sie heute untergebracht sind, vertraut gemacht. Nach dem Brand von 1861 konnten schon 1864 im Neubau des Gerichtshauses die Räumlichkeiten des Landesarchivs und der Landesbibliothek bezogen werden. Jenes war im Tonnengewölbe des alten Rathauses erhalten geblieben. Diese hatte der Brand von 1861 vollständig vernichtet, so dass sie ganz neu aufgebaut werden musste. Die 1872 errichtete Höhere Stadtschule, später Kantonsschule, wurde seit 1980 nicht mehr für Schulzwecke benutzt. Man wollte das an sich erhaltenswerte Gebäude abbrechen, da eine Renovation zu teuer erschien. Unterdessen war an der Rückwand zur Postgasse hin ein neues Bürogebäude errichtet worden. Dort befindet sich jetzt das Landesarchiv, das, wenigstens für das Personal, von der heutigen Landesbibliothek aus direkt zugänglich ist.

Dass schliesslich der Kanton Hand bot für die heutige Nutzung der Stadtschule freut wohl besonders ehemalige Lehrer und Lehrerinnen bzw. Schüler und Schülerinnen, die ihre einstige «Sandsteinruine» kaum wiedererkennen. Aber auch die heutige Landesbibliothek lässt sich mit der einstigen im Gerichtshaus kaum mehr vergleichen. Zum Lesesaal im

ersten Stock mit dem reichhaltigen Angebot an Lexika und sonstigen Nachschlagewerken kommen jetzt im Parterre sechs Freihandbereiche hinzu. Diese gruppieren sich um die glasüberdachte «Piazza», deren Zentrum, die Bücherausgabetheke, nicht umsonst einem Brunnen gleicht. Das Kinderparadies mit Bilderbüchern für die Kleinsten ab zwei Jahren, die Jugendbibliothek für alle Altersstufen der Jugendlichen und die Mediothek haben als neue Bereiche wohl viel dazu beigetragen, dass die Landesbibliothek gegenüber ehemals 300 heute 5000 feste Benutzer zählt. Belletristik und Sachbücherei laden zu stundenlangem Verweilen und Schmökern ein, während der Katalogbereich vorwiegend dem Bibliothekspersonal selbst und den wissenschaftlich arbeitenden Benützern dient.

Besonderes Gewicht legte Dr. Laupper auf die Erläuterung des Computers, der auf Tastendruck rasch und weit unkomplizierter, als manche glauben mögen, über die neueren Bestände der Bibliothek informiert. Erst allmählich eingearbeitet werden allerdings die Titel der ca. 100 000 Bände, die im Magazin lagern. Besondere Aufmerksamkeit schenkt die Landesbibliothek den Glaronensia, die in einer eigenen Computerdatei erfasst werden sollen. Diese wird sogar einzelne Zeitungsartikel verzeichnen. Dank CD-Roms stehen dem Benutzer auch das VLZ, das Verzeichnis lieferbarer Bücher, und das GV, dem Gesamtverzeichnis der in Deutschland, Österreich und der Schweiz erschienenen Bücher, zur Verfügung.

Nach der Bibliothek stellte Dr. Laupper seinen Gästen auch das neue Landesarchiv vor. In dessen gemütlichem, hellem Lesezimmer finden vor allem die Glarner Historiker alle Hilfsmittel, die sie brauchen; gleich nebenan sind in Wandschränken die unentbehrlichen Glarner Genealogien von Johann Jakob Kubly-Müller aufbewahrt. Im Keller des Landesarchivs aber zeigte der Landesarchivar zuletzt einige wertvolle Schätze: prächtige alte Karten, darunter die erste gedruckte Karte überhaupt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und Faksimiles von bildergeschmückten Stundenbüchern aus dem Mittelalter.

Der Anklang, den die Veranstaltung fand, zeigt einmal mehr, welche Anziehungskraft Landesbibliothek und Landesarchiv ausüben, seit sie im passenden «Gehäuse» untergebracht sind, welch glückliche Hand demnach der Kanton hatte, als er sich der Alten Stadtschule erbarmte und sie, wenn auch unter grossen finanziellen Opfern, zu neuem Leben erweckte.

km.

Jakob Elmer-Allemann, Niederurnen

Das einstige Wirken der erloschenen Milt- und Elmer-Familien in Bilten und im Glarnerland

Vortrag vom 29. November 1994 (494)

Die Arbeit des Historikers besteht auf weiten Strecken im Zusammentragen kleiner und kleinster Bausteine, die im besten Fall ein recht vollständiges Mosaikbild ergeben; wo die Quellen fehlen, wird die Rekonstruktion des Bildes nur bruchstückhaft ausfallen. Dennoch können auch Bruchstücke neue Einsichten vermitteln und zur Erhellung der Vergangenheit weit mehr beitragen als voreilige Spekulationen.

Jakob Elmer gewährte seinen Zuhörern Ende November Einblick in die Werkstatt des redlichen Historikers. Im Zentrum seiner Darlegungen standen Bilten und zwei seiner heute ausgestorbenen, einst aber führenden Geschlechter. Bilten, das ehemalige Bauern- und Dorf, hat sich seit den späten fünfziger Jahren zur Industriegemeinde entwickelt. Das führte auch dazu, dass dort heute die Eingessenen, die Ortsbürger, nur noch 16% der Einwohner ausmachen. Zahlreiche alte Biltner Geschlechter sind ohnehin ausgestorben, die Träger ihrer Namen abgewandert.

Familien Milt und Elmer: Mit dem Herrenhaus, dem sogenannten Ritterhaus und der Kirche stehen aber in Oberbilten noch drei Gebäude, die vor allem vom Wirken der Milt berichten. Im äusserlich schlichten Herrenhaus befindet sich eine prunkvoll ausgestattete Ehrenstube, die zwar nicht so gross wie die betreffenden Räume im Freulerpalast ist, diese

jedoch dank ihrer geschmackvollen Auszierung an Schönheit noch übertrifft. In diesem Zimmer sind auf zwei sandsteinernen Stützsäulen je zwei Wappen und unter dem einen Wappenpaar die Initialen H.E. und R. E. zu sehen. Dieselben Wappen, eines der Familie Milt und eines der Familie Elmer, trägt das Getäfer des Zimmers in Intarsienarbeit. Das älteste Kirchenregister Biltens führt von 1608 an als Ehepaar Heinrich Elsiner, genannt Milt, und Regula Elmer auf. Heinrich Elsiner liess um 1608 das Herrenhaus bauen; es sind seine und die Initialen seiner Frau, die in der Ehrenstube eingemeisselt wurden. Er lebte von etwa 1570 bis 1640 und soll in seiner Zeit der reichste Glarner gewesen sein. Er war der erste Biltner Kirchenvogt und daher auch Bauherr der 1607 errichteten Biltner Dorfkirche. Sie kam wohl nicht ohne sein Zutun in die Nähe seines Wohnhauses zu stehen; anderseits unterstützte er den Kirchenbau mit erheblichen eigenen Mitteln. Sein Vater Heini Milt, um 1530 geboren und Stammvater aller Biltener Milt, hatte im Mai 1568 die halbe Alp Wichlen gekauft, damit eine Verbindung zu Elm geschaffen und den Weg zu Kontakten mit der damals dominierenden Pannerherren- und Landammännerfamilie Elmer geebnet. Regula Elmer, die die Frau des Sohnes Heinrich wurde, war eine Tochter von Landammann Heinrich Elmer, damals schon wohnhaft in Glarus. Als Ratsherr drang Heinrich Elsiner an der evangelischen Landsgemeinde 1637 mit dem Antrag auf Einführung des Kugelloses durch, welches den Wählerbestechungen einen Riegel schieben sollte.

Der Erbauer des Ritterhauses: 1638 liess dann der Sohn Heinrichs, Johann Heinrich Milt-Heer, das Ritterhaus errichten. Auch dieses erhielt eine standesgemässe Innenausstattung, so im dritten Stock einen frühbarocken Festsaal. Auch er war Ratsherr, dazu Hauptmann in Frankreich. Im Staatsarchiv Zürich findet sich die Notiz, dass er einer französischen Marketenderin 28 Franken schuldete. Weiter erhielt er für die Jahre 1645–47 die sehr einträgliche Landvogtei Baden zugesprochen, für die er schon im voraus Auflagen von 5000–6000 Gulden bezahlt hatte. Salz- und Viehhandel verhalfen den Biltener Milt zu ihrem Reichtum. Diesen legten sie dann wieder gewinnbringend in Alpbesitzungen an. Zudem konnten sie vorteilhafte Heiraten aushandeln. Später engagierten sie sich auch im riskanteren Geschäft des Bergbaus, offensichtlich ohne in finanzielle Schwierigkeiten zu geraten. Erst Ende des 18. Jahrhunderts gehörten die Milt nicht mehr zu den reichsten Biltnern.

Der Stammvater hiess nur Milt: Auf besonderes Interesse stiessen die Ausführungen des Referenten zur Herkunft der Milt und zu ihrem Namen. Sie haben trotz ihres zweiten Namens Elsiner mit den Zuger Elsener nichts zu tun, obwohl das verschiedentlich behauptet wurde. Eine Urkunde von 1345 zur Dotierung der Katharinenkapelle unterhalb von Biltlen lässt erkennen, dass schon damals ein Milt in der Gegend einen Acker besessen hatte, der dann zum Kapellgut geschlagen wurde. Die Milt sind bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts Pfleger der Katharinenkapelle gewesen. Milt ist nach Auffassung des Referenten der «eigentliche» Name der Familie. Weshalb vier Mitglieder der Familie den Doppelnamen Elsiner, genannt Milt, bzw. Milt, genannt Elsiner, benutzten, dafür fand sich bis jetzt in den Quellen keine Erklärung. Noch der Stammvater Heini hiess nur Milt. Diesen Namen trugen auch die nach Glarus und Schwanden gezogenen Glieder der Familie.

Dass sich Ende des 17. Jahrhunderts Hans Melchior Elmer, Sohn des Landschreibers und Vogts in Werdenberg, Hans Peter, in Biltlen niederliess und einbürgerte, ist wahrscheinlich den engen Beziehungen zu verdanken, welche die Milt schon längst mit dieser Familie und ihrem Herkunftsort Elm geknüpft hatten. Hans Melchior heiratete denn auch die Wittwe des Hans Peter Milt, seine Schwester Regula den Sohn des Ritterhausbauers, den Tagwenvogt und Ratsherrn Heinrich Milt. Bald findet man auch die Biltner-Elmer in den einflussreichen Dorfämtern. Zudem wurden sie Zolleinnehmer in Unterbiltlen an der Landesgrenze.

Mit einer Reihe von Lichtbildern, die der Referent am Schluss seines Vortrags zeigte und kommentierte, wurde das Wichtigste nochmals kurz in Erinnerung gerufen und zugleich illustriert. Obwohl Jakob Elmer klagte, er habe auf manche Fragen keine Antwort gefunden und manche erhofften Quellen seien unauffindbar gewesen, hat er doch eine staunenswerte Fülle von Einzelhinweisen zusammengetragen, die insgesamt ein detailliertes Bild vor allem der vielfältigen Beziehungen zwischen einzelnen und Familien aufzeigen lassen. Wir danken ihm für seine genaue Arbeit.

km.

Cand. phil. Iris Blum, Zürich
Ostschweizer Wasserkuren im 19. Jahrhundert

Vortrag vom 17. Januar 1995 (495)

Die Wasserkur-Bewegung ist Teil einer umfassenderen gesellschaftlichen Strömung, die sich im 19. Jahrhundert gegen die zunehmende Industrialisierung, die damit einhergehende Verstädterung und Umweltverschmutzung sowie die ungesunde Lebensweise v. a. der immer zahlreicheren Fabrikarbeiter wandte und kurz vor 1900 in die sogenannte Lebensreform mündete. Von verschiedener Seite wurde damals, einmal mehr, die Forderung laut, der Mensch müsse zur Natur zurückfinden. Diesmal stand aber eher der Körper, anstatt wie hundert Jahre zuvor bei Rousseau der Geist, im Vordergrund solcher Bestrebungen. Zwar betrachteten die «Naturheiler» den Menschen als ganzheitliches System, das nicht nur die einzelnen Körperteile, sondern, mit ihnen verbunden, auch Geist und Seele umfasste. Dennoch glaubte insbesondere der aus Deutschland stammende Apotheker Theodor Hahn (1824–1883), ein Hauptrepräsentant der Schweizer Naturheil- und Wasserkur-Bewegung, zunächst beim Körper ansetzen zu müssen, um dem Menschen zum Gleichgewicht und damit zu seinem Lebensglück verhelfen zu können. Insbesondere galt es, die Natur als das dem Körper innewohnende Heilungsprinzip zu entdecken und in seiner Wirkung zu unterstützen.

Abgrenzung von der Schulmedizin: Mit ihrem «Zurück zur Natur» grenzten sich die Naturheiler der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die in der Regel kein Medizinstudium absolviert hatten, dezidiert von der Schulmedizin ab, wie sie sich seit 1800 an den Universitäten als wissenschaftliche Disziplin entwickelt und professionalisiert hatte. Obwohl die Schulmediziner bei der Heilung vieler Krankheiten, wie ein Diskussionsbeitrag im Anschluss an Iris Blums Referat verdeutlichte, keine anderen Methoden als die Naturheiler anwandten, kam es zu bissigen Polemiken und gegenseitigen Anschuldigungen.

Gerade die beachtlichen Behandlungserfolge, die propagandistisch ausgeschlachtet wurden, verschafften manchen Naturheilern zeitweise Scharen von Anhängern. Diese wurden zudem von den allgemeinverständlichen Theorien der Naturheiler in den Bann gezogen. Das wiederum rief die studierten Ärzte auf den Plan, die mit dem Hinweis auf Kurfuscherei sich die unliebsame Konkurrenz vom Hals schaffen wollten.

Sektierertum der Naturheiler: Theodor Hahn, Sebastian Kneipp und andere Naturheiler, die viele gläubige Patienten um sich versammeln konnten, haben zumindest in einer Hinsicht ähnliche Biographien: Als Kinder waren sie schwächlich und häufig krank. Ihre Heilmethoden erprobten sie daher zunächst an sich selber. Mit um so grösserem Charisma konnten sie dann, Sektenträgern vergleichbar, die gemachten Erfahrungen weitervermitteln. Dieses Bild sektiererischer Aktivität bestätigten auch die Richtungskämpfe zwischen verschiedenen Naturheillehren. So trat zum Beispiel 1868 die Sektion Winterthur geschlossen aus dem «Schweizerischen Centralverein für Naturheilkunde» aus, da die Winterthurer sich als Schrothianer verstanden und sich nicht auf den Vegetarismus Theodor Hahns verpflichten wollten.

Eine Sonderstellung nahm Sebastian Kneipp ein: Als Priester und medizinischer Eklektiker bekannte er sich nicht zur Naturheilbewegung, ja er wurde von ihren Anhängern sogar abgelehnt, obwohl er ihre Methoden verwendete, vereinfachte und z. T. verbesserte. Die Wasserkur hatte er nicht selbst erfunden; die in seinem Buch «Meine Wasserkur» empfohlenen Anwendungen finden sich auch bei Vinzenz Priessnitz, Hahn und anderen.

Grosser Zulauf: Die Wasserkuranstalten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, boten ihren Gründern den institutionellen Rahmen, in welchem sie ihre Lehren praktisch anwenden konnten. So gründete Theodor Hahn 1870 bei St. Gallen die Oberwaid, wo neben Wasser- und Sonnenbädern, Bewegung im Freien und richtiger Nachtruhe auch «individuelle Diät» angeboten wurde. Das Reizwort «individuell» taucht in den Behandlungsangeboten solcher Heilanstalten regelmässig auf. Für den Zulauf, den sie genossen, war dieses Werbeprädikat vielleicht mit ein Grund. Welches allerdings die

Leute waren, die ihre Individualität pflegen lassen wollten, will die Referentin noch durch weitere Untersuchungen abklären.

Iris Blum schloss ihren Vortrag mit zahlreichen weiteren Fragen ab, die sie an ihren Gegenstand herantragen möchte. So wird sie sich z. B. im einzelnen mit den zahlreichen Publikationen Theodor Hahns beschäftigen und insbesondere auf seine Sprache und auf sein Frauenbild eingehen.

In der anschliessenden, recht lebhaften Diskussion wurde auf die wirtschaftliche Bedeutung der Kuranstalten sowie auf die Tatsache hingewiesen, dass wohl nur bemittelte Leute sich solche Kuren überhaupt leisten konnten. Anhand einiger Dias konnte man sich zuletzt ein anschauliches Bild von der zum Teil beachtlichen Grösse der Kuranstalten machen. Nochmals wurde auch die stark ideologische, ja sektiererische Komponente der Naturheilbewegung anhand von Werbematerial und von kritischen Karikaturen unterstrichen.

Es ist verdankenswert, dass Iris Blum so freimütig Einblick in das Werden ihrer vielversprechenden Lizentiatsarbeit gewährte.

km.

Fridolin Beglinger, Mollis

Historische Gärten im Glarnerland

Vortrag vom 21. Februar 1995 (496)

Mit dem Hinweis, dass 1995 das Jahr der historischen Gärten ist, plädierte der Referent dafür, die Bedeutung des Gartens als einer Kulturleistung zu erkennen und zu würdigen. Mit dieser Forderung werden nicht offene Türen eingerannt, fehlen doch in der Schweiz Bestandsaufnahmen weitgehend, im Glarnerland ganz. Hier wartet auf die Denkmalpflege noch eine grosse Aufgabe.

Paradies ist das Urbild des Gartens: Der Garten hat vieles mit der Architektur gemeinsam, da er meist Bauten umgibt und diese zugleich in die Landschaft hinein erweitert. Das Urbild des Gartens ist freilich ein architekturfreier Raum, nämlich das Paradies. Es erfüllt in idealer Weise die drei Anforderungen, schön, gut und wahr zu sein, die alle an einen Garten gestellt werden. Schön ist er, weil Ordnung und Gestaltung das natürliche Chaos bändigen, gut, weil er Nahrung und Erholung bietet, wahr, weil er dennoch dem ökologischen Gleichgewicht Rechnung trägt. Diesem Ideal kommt man nur durch harte Arbeit in der und oft auch gegen die Natur nahe, denn diese stellt die künstliche Bändigung des Lebens ständig in Frage. Dass Gärten zu tiefsinniger Poesie inspirieren können, bewies der Referent, als er zwei Gedichte von Rainer Brambach vortrug und kurz interpretierte.

Geschichtlicher Überblick: Anhand von 18 Lichtbildern gab Fridolin Beglinger dann einen Überblick über die Geschichte der Gartengestaltung. Diese scheint ihren Anfang um 3000 v. Chr. in der Hochkultur der Sumerer zu nehmen. Die Gärten der Antike waren oft Monumente des Reichtums und der Prachtentfaltung der damaligen Herrscher und Herrscherinnen. An Kaiser Hadrians bedeutender Haus- und Gartenanlage, 118-138 n. Chr. am Fuss des Tivolihängels in Rom errichtet, lässt sich die geglückte Verbindung von architektonischen und landschaftlichen Gestaltungselementen studieren. Im Vergleich dazu wirken die säulengeschmückten und begrünten Innenhöfe der römischen Landhäuser bescheiden. Aus ihnen entwickelten sich vermutlich die mittelalterlichen, oft durch einen Längs- und einen Querweg unterteilten Klostergärten. Aber erst der Renaissance in Italien gelang eine Weiterentwicklung der antiken Gartenbaukunst. Donato Bramante arbeitete mit geometrischen Figuren, legte Hauptachsen an, deren Schnittpunkte durch freie Räume markiert durch Brunnen oder Mauerwerk hervorgehoben wurden. So erzielte er ganz bestimmte perspektivische Wirkungen. Lag der italienische Garten an einem Abhang, so wurde der französische als sogenanntes Parterre in der Ebene angelegt. Gigantischstes Beispiel ist die Anlage von Versailles, unter Ludwig XIV. 1661 begonnen, die dank der inter-

disziplinären Zusammenarbeit des Architekten Le Veau, des Malers Le Brun und des Gartengestalters Le Notre verwirklicht wurde. Das Schloss ist auf den Garten hin konzipiert, nicht umgekehrt. Kaiser Leopold I. wollte nicht zurückstehen und liess um 1700 bei Wien Schönbrunn errichten. In der Schweiz konnte der französische Barockgarten nur in Miniatur nachgeahmt werden. Wichtigstes Merkmal sind hier die zu geometrischen Formen geschnittenen Buchsbäume und -hecken.

Solch starrer Künstlichkeit setzten ab 1720 die Engländer die scheinbare Wildnis des in Wirklichkeit ebenfalls sehr bewusst gestalteten, malerischen Landschaftsgartens entgegen. Berühmtestes Beispiel ist Stowe.

Unendliche Vielfalt von Gestaltungsmöglichkeiten: Da, wie der Referent hervorhob, Geschichte bis in die Gegenwart reicht, illustrierte er mit 16 weiteren Lichtbildern, einige der zahlreichen, den jeweiligen Gegebenheiten angepassten Formen heutiger Gartengestaltung. Vom raffiniert auf unterirdischen Bauteilen angelegten grünen Paradies bis zum Naturgarten mit Trockenmauern gibt es eine beinahe unendliche Vielfalt von Möglichkeiten. Sie sollte freilich nicht mit Beliebigkeit verwechselt werden, auch wenn jeder mit seinem Garten macht, was er für richtig hält.

Historische Gärten im Glarnerland: Im letzten Teil seiner Ausführungen führte Fridolin Beglinger mit weiteren 25 Dias vor, wie man bei einer Bestandsaufnahme historischer Gärten im Glarnerland vorgehen hätte. Das bekannteste Beispiel ist wohl der Garten im Innenhof des Freulerpalasts. Einen Glücksfall für eine historische Dokumentation stellt der «Hof» in Mollis dar. Die 1782 gebaute Anlage, deren Plan noch vorhanden ist, enthielt ein kleines umschlossenes Parterre im französischen Barockstil. Dieses konnte, nach der Errichtung der Altersheimneubauten, mit Buchs und Rosen wieder hergestellt werden. Auch das Parterre beim Dekanenhause in Mollis wurde rekonstruiert. Verloren dagegen ist der Garten, der einst zum Bad Stachelberg in Linthal gehörte. Einen prächtigen englischen Garten legte man um 1905 beim Haus Dr. Schuler in Glarus an. Ihn zu erhalten ist sehr kostspielig. Es gebührt daher Besitzern, die sich einem solchen Erbe verpflichtet fühlen, der Dank der Öffentlichkeit. Ein reizendes, mit Buchs unterteiltes Bauerngärtchen gehört zum Haus Sunnezylt in Diesbach. Wie dieses sind die meisten anderen historischen Gärten im Glarnerland sehr einfach gestaltet, aber keineswegs reizlos. Der Referent verstand es immer wieder, auf Details aufmerksam zu machen, die einer Gartenanlage ihr besonderes Gepräge geben.

Der Garten ist ein Ort gesteigerten Lebens, Symbol der Hoffnung in einer Welt, die eng, hart, raschlebig, technisch und materialistisch geworden ist, ein Freiraum endlich, der es dem Menschen erlaubt, Zwänge abzulegen und Kraft für die Bewältigung seiner Probleme zu schöpfen: Mit diesem Lobpreis und mit der Erinnerung an den 1994 verstorbenen brasilianischen Gartenkünstler Roberto Burle Marx schloss Fridolin Beglinger seinen Vortrag.

km.

Exkursion 1994

Am 18. Juni 1994 konnten etwa 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei herrlichem Wetter die Fahrt durch die Ostschweiz zum Bodensee, kompetente Führungen in zwei Konstanzer Museen und eine weitere durch die schöne Stadt, ein wohlschmeckendes Mittagessen sowie das anregende gesellige Beisammensein geniessen. Die Wahl fiel nicht zufällig auf Konstanz; es war Sitz des Bischofs der gleichnamigen Diözese, die bis zur Säkularisation im Jahr 1803, nominell sogar bis zu ihrer Aufhebung 1821, auch das Land Glarus umfasste. Die freie Reichsstadt schloss seit Beginn des 14. Jahrhunderts immer wieder Bündnisse mit Schweizer Städten. Im Schwabenkrieg stand Konstanz zwar auf österreichischer Seite, doch unternahm es später noch mehrere Versuche, dem eidgenössischen Bündnis beizutreten. Durch die vollständige Annahme der Reformation Zwinglis erfolgte 1527 ein enger Anschluss an Zürich. Da Konstanz aber 1548 dem Druck Karls V. nicht standhalten konnte, gab es seine Selbständigkeit auf, wurde österreichisch und kehrte zum Katholizismus zurück. Endlich kam es 1805, im Frieden von Pressburg, an das Grossher-

zogtum Baden, obwohl damals und auch später noch schweizerischerseits Versuche unternommen wurden, den wichtigen Brückenkopf für die Eidgenossenschaft zu gewinnen.

Das Rosgartenmuseum: Das Haus zum Rosgarten, schon 1324 urkundlich erwähnt, wurde 1454 mit dem angrenzenden Haus zum Schwarzen Widder zusammengelegt und diente als Zunftthaus der Metzger. Heute befindet sich hier das historische Museum der Stadt Konstanz. Im ersten Stock wurden wir zuerst in den prächtigen gotischen Zunftsaal geführt, wo ein Modell des spätmittelalterlichen Konstanz aufgestellt ist. Von den zahlreichen Kirchen, die man erkennt, wurden St. Johann, St. Paul, St. Lorenz, St. Mauritius und Petershausen im 10. Jahrhundert von den Bischöfen Konrad und Gebhard in Anlehnung an die Patriarchalkirchen von Rom gegründet. Auch Konstanz sollte eine «heilige Stadt» sein. Im selben Saal ist ein Exemplar der Chronik des Konstanzer Konzils (1414–1418) von Ulrich Richental zu sehen. Sie erinnert daran, dass man damals mit der Wahl Otto Colonnas zum Papst (Martin V.) das Schisma beendete. Die Kirche sollte «an Haupt und Gliedern» reformiert werden, wozu offenbar auch die Verbrennung des durch einen kaiserlichen Freibrief angelockten «Ketzers» Jan Hus gehörte.

In einem weiteren Raum des Museums wird sakrale Kunst der Romanik und der Gotik gezeigt, darunter ein besonders rührendes Vesperbild, eine um 1340 am Bodensee geschaffene Madonna, die den toten Jesus betrauert. Christoph Daniel Schenk (1633–91) schuf meisterhafte barocke Kleinskulpturen. Möbel, Geschirr und Gemälde aus der Region, vom 17. bis zum 19. Jahrhundert entstanden, runden die eindrucksvoll präsentierte Sammlung ab. Im Erdgeschoss warfen wir noch einen kurzen Blick in einen eher kurios anmutenden Raum: hier befindet sich in den Originalschaukästen aus dem 19. Jahrhundert eine riesige Sammlung paläontologischer sowie eis- bis bronzezeitlicher Gegenstände. Sie wurden vom Gründer des Museums, dem Konstanzer Apotheker Ludwig Leiner, zusammengetragen.

Die Stadt und das Münster: Beim Kaiserbrunnen, der aus dem 19. Jahrhundert stammt, aber erst neuerdings wieder Bronzefiguren erhalten hat, die mit viel Witz auf wichtige Ereignisse der Stadtgeschichte hinweisen, begann die Führung durch die Stadt. Konstanz hat heute 75'000 Einwohner, wenig Industrie und lebt vom Tourismus sowie von der Universität. Im Mittelalter florierte der Leinwandhandel, v.a. mit Italien. So verwundert es nicht, dass sich italienischer Einfluss auch in der Architektur der heute freilich fast durchwegs zugemauerten Laubengänge und des – toskanischen Wohntürmen nachgeahmten – «Hohen Hauses» bemerkbar macht.

Das Münster unserer Lieben Frau zu Konstanz, die ehemalige Bistumskirche, 615 zum ersten Mal erwähnt, wird Mitte des 8. Jahrhunderts als Bischofskirche urkundlich bestätigt. 1089 wurde die heutige dreischiffige romanische Basilika mit östlichem Querhaus geweiht. Die das Westportal flankierenden Türme wurden später fertiggestellt, der heute über diesem Portal in der Mitte sich erhebende, gotisierende Turm stammt aus dem 19. Jahrhundert. Wie viele alte Kirchen enthält auch diese Einrichtungs- und Zierelemente aus fast allen Kunstepochen. Auffällig ist aber die fast fehlende Ausschmückung: Was der zwinglianische Bildersturm entfernte, wurde im Barock nicht ersetzt, weil der Bischof auch nach der Rekatholisierung von Konstanz in seinem Zufluchtsort Meersburg blieb. Unter dem Chor des Münsters befindet sich eine Krypta mit dem Grab des Heiligen Pelagius. Hier ist heute eine feuervergoldete Kupferscheibe von ca. zwei Metern Durchmesser aus dem Jahr 1000 ausgestellt: sie zeigt den majestätisch thronenden Christus. Früher war sie aussen am Chorgiebel eingelassen. Von der Krypta gelangten wir zur Maurizius-Rotunde, die der oben schon erwähnte rührige Bischof Konrad 940 in Anlehnung an die Jerusalemer Hl. Grab-Kirche errichten liess.

Das archäologische Landesmuseum: Teile von Konstanz stehen auf Schüttmaterial, mit dem im Mittelalter das Seeufer aufgefüllt wurde. Mit zugedeckt und von der feuchtigkeitsgetränkten Masse luftdicht abgeschlossen wurde auch Müll, der heute den Archäologen ein reiches Betätigungsfeld bietet. Konstanz ist der wichtigste Grabungsort für Mittelalter-Stadtarchäologie in Süddeutschland. Das archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg hat nicht zufällig hier im ehemaligen Benediktinerkloster Petershausen 1992 eine Aussenstelle eröffnet. Das Museum vermittelt zur Zeit aber auch einen anschaulichen Querschnitt durch die gesamte Landesarchäologie. Dem Besucher wird nicht bloss ein

Sammelsurium von Ausgrabungsgegenständen präsentiert, sondern er wird mit den modernen Methoden und Forschungszielen der Archäologie vertraut gemacht. Die prähistorische Zeit mit der Entwicklung des Menschen vom Jäger und Sammler zum Ackerbauern bildete einen Schwerpunkt der Museumsführung. Mit Modellen, einer nachgebauten Behausung und einem nachgestellten Grabungsplatz, beides in Originalgrösse, sind die Pfahlbauern dokumentiert. Ein weiterer Schwerpunkt war die Präsentation der römischen Stadt Lopodunum, heute Ladenburg, am Neckar zwischen Mannheim und Heidelberg gelegen. Eindrücklich wurde demonstriert, wie wichtig für die archäologische Interpretation, neben den Funden selbst, deren Lage und Anordnung im Boden ist. So spektakulär die herrlichen Bronzebeschläge sind, die man von einem mit Bauschutt gefüllten Lastwagen rettete, so wenig lässt sich über ihre frühere Funktion mit Sicherheit aussagen, weil der Bagger den Fundzusammenhang schon endgültig zerstört hatte. Die Archäologie vermag aber, wie der dritte Schwerpunkt der Führung zeigte, auch über Gegenstände der Neuzeit wichtige Zusatzaufschlüsse zu geben. Welche Mühe es der 1758 gegründeten Ludwigsburger Porzellanmanufaktur bereitete, ihre Spitzenprodukte herzustellen, wird an all den ausgegrabenen Stücken deutlich, die als Ausschussware weggeworfen worden waren. Die ausgegrabenen Öfen geben zudem über die Heiz- und Brenntechnik des späten 18. Jahrhunderts Auskunft.

Das reichhaltige Programm hat bestimmt manche Teilnehmerinnen und Teilnehmer veranlasst, sich Konstanz für einen weiteren Besuch vorzumerken.

km.

«Ziger, Schiefer, bunte Tücher» – eine Exkursion des Schweizerischen Museums für Volkskunde, Basel, ins Glarnerland

Der Titel der Ausstellung, die das Basler Volkskundemuseum zu Beginn dieses Jahres eingerichtet hatte, konnte auch als Motto für die Glarnerreise der etwa 25 Exkursionsteilnehmer gelten. Sie fuhren unter der kundigen Leitung des Museumskonservators Dominik Wunderlin am 3. September 1994 von Basel direkt auf die Alp Obererbs im hintersten Sernftal. Dort wurden sie von Zigersenn Werner Elmer und vom Geschäftsführer der Geska, Ruedi Jakober, fachkundig und humorvoll in die Geheimnisse der Zigerherstellung eingeweiht. Das zunehmend schöne Wetter erlaubte es den Teilnehmern, den Höhenweg nach Empächli unter die Füsse zu nehmen. Am Nachmittag referierte Hans Rhyner, Präsident des Kur- und Verkehrsvereins Sernftal, über den erst segensreichen, dann verhängnisvollen Schieferabbau in Elm. Anschliessend zeigte er den Gästen das noch im ursprünglichen Zustand erhaltene ehemalige Schiefertafelfabriklein an der Sandgasse. In Engi-Hinterdorf empfing etwas später der kompetente Lokalhistoriker Martin Baumgartner die Basler mit einem Referat, das in Kürze alle wichtigen Aspekte des Schieferabbaus im Landesplattenberg berührte. Die zahlreichen anschliessenden Fragen bewiesen das rege Interesse der Zuhörer. Den Schluss der Exkursion bildete der Besuch des Freulerpalasts in Näfels, insbesondere des eindrucklich gestalteten Stoffdruckmuseums. Das abwechslungsreiche Exkursionsprogramm hat den Teilnehmern wichtige Bereiche der Glarner Kultur- und Wirtschaftsgeschichte nahegebracht.

km.